

MORGEN SCHTEAN



Beilage zur
österreichischen Dialektzeitschrift
U76-77 | 2023

PORTRÄT

- EIN SCHREIBEN, DAS BEFREIT
EIN PORTRÄT ZUM 75. GEBURTSTAG DER TIROLER
DIALEKTLYRIKERIN ANNEMARIE REGENSBURGER

STEIERMARK-SCHWERPUNKT

- »JEDER DIALEKT HAT SEINE UREIGENE MELODIE«
DER GRAZER LIEDERMACHER FRANZ K. IM INTER-
VIEW
- »SEID DEUTSCH, BLEIBT EINIG«
ÜBER DIE SLOWEN:INNEN IN DER STEIERMARK
(MIT LYRIK VON REZKA KANZIAN)
- JOSEF GRASSMUGG – LITERATURAKTIVIST
AUS LEIDENSCHAFT
DER DIALEKTAUTOR UND OBMANN DES »EUROPA-
LITERATUR-KREIS KAPFENBERG« IM PORTRÄT
- »DIALEKT IST IM PRINZIP IMMER EINE
BEREICHERUNG«
DIE GRAZER POETRY-SLAMMERIN FRANZISKA
PRONNEG
IM GESPRÄCH
- »FRALE!«
DIE STEIRISCHE LYRIKERIN UND PERFORMERIN
ISABELLA
KRAINER IM INTERVIEW
- »JEDER SONG BEKOMMT DIE SPRACHE, NACH
DER ER VERLANGT«
BERND HECKE, DER SONGWRITER DER GRAZER
BAND »PANDO-
RAS KLEINE SCHWESTER« IM INTERVIEW

WEITERE BEITRÄGE

- »DIALEKT IST TRÖPFELNDES, RAUSCHENDES,
REISSENDES WASSER«
INTERVIEW MIT »ÄFFCHEN & CRAIGS«-RAPPER STE-
PHAN ROISS
- WORD RAP
MIT EVA LUGBAUER

PDF-Beilage
zur
Ausgabe
U76-77 / 2023

EIN SCHREIBEN, DAS BEFREIT

ANNEMARIE REGENSBURGER FEIERT ALS VORKÄMPFERIN DER TIROLER DIALEKTLYRIK IHREN 75. GEBURTSTAG
EIN PORTRÄT VON MANUEL MATT

Saftige Almwiesen, glückliche Kühe, das Lächeln in Lederhosen – und dazwischen das Elend der Anderen, die einzementierte Ungerechtigkeit, das eiserne Schweigen: Dass Dialektliteratur die kleine, große Welt in Tirol heute nicht länger nur in schöne, heimatlich-herzanrührende Worte hüllt, ist zu einem wesentlichen Teil der Schriftstellerin Annemarie Regensburger zu verdanken. Sie feiert heute ihren 75. Geburtstag – und bleibt eine Ikone mit Biss.

Wenn sich g'standene Tiroler im Knödelessen messen, bleibt nichts zurück – kein Sinn, kein Zweck und erst recht kein Krümchen für die knurrenden Mägen im Abseits. Die Allermeisten zucken da landesüblich mit den Schultern. Andere aber, die zücken die Feder:

So wie Annemarie Regensburger, deren Gedicht über dieses Fressen weit vor jeglicher Moral am 6. November 1980 allorts aneckt, aufregt und aufweckt – im verschlafenen Städtchen Imst, wo die Schemen einst zu laufen gelernt haben und der Schatten seit jeher verbirgt, wie wir wirklich sind.

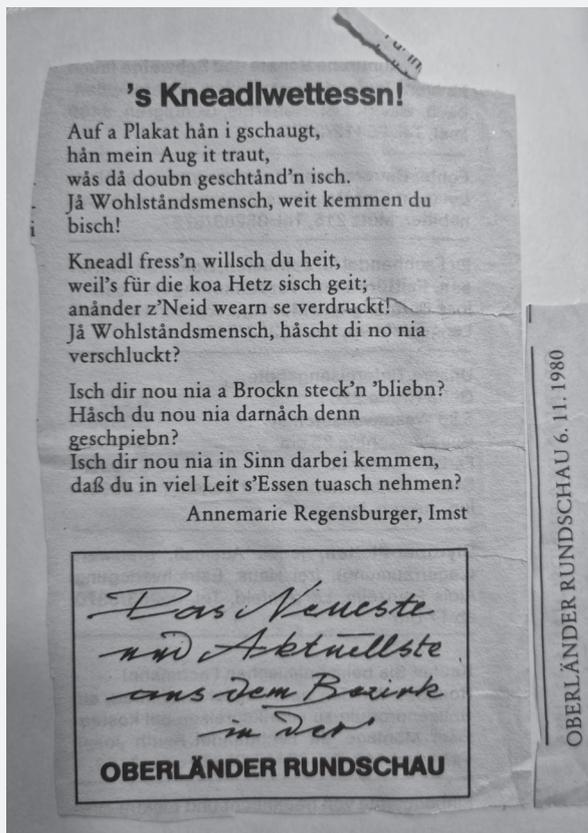
GESPRENGTE KETTEN IM STILLEN KÄMMERLEIN

Für einen Moment ans Licht gezerrt hat's diese allererste Veröffentlichung einer 32-Jährigen. »Schon noch ein wenig holprig«, sagt sie und schmunzelt heute über diese ersten Verse, diese ersten Schritte, die rund 40 Jahre später zum renommierten Otto-Grünmandl-Preis führen werden.

Davor stehen aber allerlei weitere Preise, zahllose Veröffentlichungen und mehrere Bücher, rund 800 Lesungen und überhaupt eben ein ganzes Leben, von dem Annemarie Regensburger in ihrer Autobiographie erzählt. »Gewachsen im Schatten« ist dabei nicht nur gewählter Titel, sondern auferlegtes Schicksal – auch für eine ganze Generation an Frauen, für die Regensburger in Tirol zur Stimme geworden hat. Die Schriftstellerin ist eine unter ihnen, gerade zu Beginn ihres Schaffens, das 1980 dort beginnt, wo niemand hinsieht: zuhause, bei den Kindern.

Um bei ihnen zu sein, gibt Regensburger weniger aus Erwartung, mehr aus der Notwendigkeit heraus ihren Beruf, ihre Stelle als Chefköchin, auf. »Zumindest so lange, bis die Kinder groß sind«, sagt sie sich damals, so wie viele Frauen. Die beginnende Erkrankung an Polyarthritits aber lässt die Rückkehr ins bisherige Berufsleben dann plötzlich in weite Ferne rücken, während die Wände näherkommen, der Nachwuchs größer und das Leben allmählich still wird.

Mit jedem Tag scheinen die Wasser der Seele so dunkler, tiefer zu werden, die Oberfläche dieses Sees kaum noch von Wellen, diesen konzentrischen Kreisen gezeichnet zu sein – bis es zu brodeln beginnt und dieses Knödel-Wettessen als Geschmacklosigkeit wieder wachruft, was da



Annemarie Regensburgers »s Kneadlwettessn!« in der Oberländer Rundschau, 1980
Foto: © Manuel Matt

schon immer war. Diesen Zorn, dieses Aufbegehren gegen das Falsche, das selbstverständlich geworden ist, bringt die Schriftstellerin zu Papier – und bis heute hat sie nicht damit aufgehört, schreibt noch immer drei, vier Texte pro Tag. »Das Schreiben hat mir nicht nur aus dem Schatten, aus der Stille geholfen«, sagt Regensburger: »Es hat mich befreit.«

EINE BALLADE BRICHT DAS SCHWEIGEN

Das hat es schon einmal, viele Jahrzehnte zuvor, als ein kleines Mädchen wortlos vor dem Grab ihrer Mutter steht. Jahrelang hatte sie zuvor als Oberhaupt der Familie mit vier Kindern einen Bauernhof am Dorfrand von Stams geführt, nachdem der Vater in die Psychiatrie gekommen ist. Sie könne sich noch genau erinnern, wie das damals war, als der Wagen vorgefahren ist und den »Tate« mitgenommen hat, sagt Regensburger leise.

Mit Klauen und Zähnen hätte sich die Mutter danach gegen die angedrohte Pchtauflösung gewehrt, umso härter gearbeitet, die Schwielen an den Händen hinter einem Lächeln, hinter fröhlichen Witzen versteckt – bis eine Lungenembolie ihre Kinder eines Tages zu Halbweisen machte.

Die neunjährige Annemarie wächst daraufhin bei Verwandten auf, wird im Dorf wegen der Erkrankung des Vaters als »Tochter eines Verrückten« zur Außenseiterin, während sie versucht, das Gesicht der Mutter, ihre Güte, ihren Humor, ihren Mut im Herzen zu behalten. In der Schule fällt sie durch Scharfsinn, ihre rebellische Natur auf. Mit ihrem Schmerz aber bleibt sie allein: »Niemand wollte mit mir darüber reden – nicht über die Mutter, nicht über den Vater«, sagt Regensburger. »Ich sollte vergessen. Das habe ich aber nie.«

Deshalb steht sie als Zwölfjährige vor dem Grab ihrer Mutter: wortlos, aber nicht mit leeren Händen. Auf das Grab legt sie ihre erste, selbstgeschriebene Ballade als Erinnerung an die Mutter – und an die Wärme in ihrer Umarmung nach jedem Gedicht, das ihre Tochter ihr präsentiert hat, als sie noch am Leben war.

WEIL GENUG FÜR ALLE DA IST

Vielleicht ist diese erfahrene Liebe der Grund, warum Annemarie Regensburger – heute die Grande Dame der Tiroler Dialektdichtung – nicht nur schreibt, sondern auch andere dazu ermutigt: in Schulen, in Textwerkstätten und über den »Wortraum«, den sie als Plattform für Schreibende im Tiroler Oberland gegründet hat. Heranwachsende Konkurrenz fürchte sie nicht, sagt sie und lächelt: »Weil ja genug für alle da ist, für jede und jeden.«



Die Tiroler Dialektlyrikerin Annemarie Regensburger Foto: © Manuel Matt

Diese Wahrheit treibt Regensburger wohl auch bis heute an, ihre Verse für Gerechtigkeit und Gleichheit, für Offenheit und Akzeptanz sprechen zu lassen – nicht nur, aber am liebsten im Dialekt, »weil's die Sprache meines Herzens, meine eigentliche Muttersprache ist«, sagt sie.

Neben ihrem literarischen Schaffen hat sich Regensburger übrigens auch ins Berufsleben zurückgekämpft: nicht als Chefköchin, sondern als Erwachsenenbildnerin, um anderen – speziell Frauen – den Rücken zu stärken, ihnen Mut zu machen. Ganz ähnlich, wie ihr Ehemann Blasius im ganzen literarischen Anecken stets ihr »Fels in der Brandung« gewesen sei: »Mit meinem wunderbaren Mann hatte ich großes Glück. Von einem solchen Glück sollte aber keine Frau, kein Mensch jemals abhängig sein«, sagt die Tiroler Dichterstürin und Vorkämpferin für Frauenrechte, die heute ihren 75. Geburtstag feiert.

»Am Anfang hat's mich g'rissen, auch der Gedanke an die Sterblichkeit«, sagt Annemarie Regensburger, umringt von sechs Enkelkindern, und lacht: »Langsam lerne ich aber, Ja zum Alter zu sagen. Ich bin sogar ein wenig milder geworden.« Das sei einer streitbaren Poetin wohl ruhig vergönnt, obwohl Tirol und die Welt gewiss noch lange auf ihr Nein angewiesen wäre – damit so mancher Knödel im Hals stecken bleibt, wie er sollte.

»JEDER DIALEKT HAT SEINE UREIGENE MELODIE» DER GRAZER LIEDERMACHER FRANZ K. IM GESPRÄCH

Der Grazer Liedermacher Franz K. singt Cohen-Lieder im steirischen Dialekt. Sein Proberaum liegt oberhalb des »Babenberger Hof« im Grazer Bezirk Lend – wo dieses Interview aufgezeichnet wurde.

Deine Karriere als Musiker hat erst relativ spät begonnen. Wie kam es dazu?

Das war circa Mitte der 90er-Jahre. Ich habe mich damals von einem Praktikanten bei der Lebenshilfe inspirieren lassen, der Musiker war, beziehungsweise noch immer ist. Das Gitarrenspiel habe ich mir dann selbst beigebracht.

Meine erste CD entstand schließlich 1998. Auslöser waren damals zwei Ereignisse. Erstens, dass ein lieber Arbeitskollege von mir gestorben ist und zweitens, dass meine damalige Beziehung in die Brüche gegangen ist. Das Texten der Songs hat mir geholfen, mit der Situation umzugehen. Die CD »MIKE« war ein Benefiz-Projekt, der Erlös der Verkäufe ging an die Witwe meines Arbeitskollegen, sie war Mutter von drei kleinen Kindern und stand plötzlich allein da – in einer Phase, in der sie und ihr Mann eigentlich gerade etwas aufbauen wollten.

Hast du damals schon im Dialekt getextet?

Bei der ersten CD? Ja, zum Teil. Anfangs habe ich noch mehr auf Englisch gemacht, später kamen dann auch andere Sprachen, wie etwa das Kroatische, dazu. Aber der Dialekt hat sich dann als meine Sprache herausgestellt.

Du bist Sozialarbeiter und hast dich auch in deinem Job als Musiker und Texter eingebracht.

Ja, das hat sich so ergeben. Als ich zur Jugendhilfe gewechselt bin, war mein erstes Projekt ein Musikprojekt. Aufgebaut war das so, dass die Jugendlichen mir erzählt haben, was sie bewegt, und ich habe daraus Songtexte im Dialekt geschrieben. Entstanden sind

sehr gesellschaftskritische Nummern, am Ende wurde dann eine CD produziert und es gab 2001 – gemeinsam mit den Jugendlichen – ein Konzert in Kapfenberg. Das könnte man als Startpunkt meiner Karriere bezeichnen, von da an habe ich regelmäßig Songs geschrieben und bin damit auch aufgetreten.

2002 erschien dann wieder eine Benefiz-CD von mir, diesmal für »Licht ins Dunkel«. Der Titel lautete »Wohin«, gewidmet habe ich sie dem Verein »Rainbows«. Auf der CD war auch mein erster sogenannter Hit, die »Klane Quölln«. Das war zu einer Zeit, in der ich schon abendfüllende Konzerte gegeben habe, oft auch schon mit Band. Im Publikum saßen meist so an die 50 bis 100 Leute.

2003 habe ich dann den Franz Hofer kennengelernt, von da an habe ich den Literarischen Flohmarkt mit meinen Kompositionen begleitet. Diese Auftritte habe ich immer sehr genossen. Wenn du Schreibende als Zuhörerschaft hast, dann merkst du, dass sie besonders auf die Texte achten. Da kam dann auch immer gutes Feedback, ich hatte ja fast ausschließlich gesellschaftskritische Nummern im Dialekt.

Vor allem der Franz Hofer mochte meine Sachen. Er sagte immer zu mir: »Du bist noch sehr leise, aber irgendwann wirst du sehr laut sein.«

Du hast dann auch einen Text von Franz Hofer vertont.

Genau. Das war nach seinem Tod, der mir sehr nahe ging. Ich habe einen Ausschnitt aus seinem Buch »Einen Tunnel ins Herz graben« vertont, nämlich den »Liebesbrief«. Das Projekt habe ich gemeinsam mit meinem jüngeren Sohn Luka umgesetzt, der als Rapper aktiv ist.



Der Grazer Liedermacher Franz K. Foto: © August Puchmann

Deine Söhne machen beide Musik. Sind sie also quasi in deine Fußstapfen getreten?

Mein Jüngerer, der Luka, ist wie gesagt Rapper. Man findet ihn als »ONETAKE666« auf Soundcloud.

Daniel ist Singer-Songwriter. Er tritt unter dem Namen »FEEL« auf und macht Grunge-Musik. Er war damit sogar schon im Radio zu hören. Manche vergleichen seinen Stil mit dem von Curd Cobain. Beide machen also etwas ganz anderes als ich, sowohl vom Musikstil her als auch sprachlich. Ich selbst sehe mich als Dialekt-Liedermacher.

Wieso hast du dich – nach anfänglichen englischen Texten – ganz für den Dialekt entschieden?

Ich bin im Grazer Slang aufgewachsen und habe mich schon als Kind für Dialekte interessiert. Mit meinen Eltern kam ich viel in Österreich herum, später dann auch beruflich. Schon als Jugendlicher fand ich es faszinierend, dass in Bad Aussee ein anderer Dialekt zu hören ist als etwa in der Weststeiermark. Und in der

Oststeiermark klingt er ja dann wieder ganz anders. Als ich Kind war, haben wir in Salzburg Skiurlaub gemacht. Der Dialekt dort hat mir besonders gut gefallen. Noch heute faszinieren mich diese kleinen Unterschiede. In der Sprache einer oberösterreichischen Freundin heißen die Erdäpfel »Erdöpfel«, in Kärnten sind es die »Erdapfalan«. Ich liebe diese Vielfalt. Und ich weiß, dass ich auch als Musiker meine Inhalte im Dialekt viel besser vermitteln kann. Ich möchte mich auch nicht strikt auf einen einzigen Dialekt einschränken lassen, ich trage mittlerweile ja viele Dialekte in mir. Mein Grazer Slang ist von allen möglichen anderen Dialekten beeinflusst, in der Landeshauptstadt kommen schließlich viele Menschen aus den unterschiedlichsten Regionen zusammen. Manchmal passt ein Ausdruck aus dem Ausseerischen oder Wienerischen einfach besser zu dem, was ich ausdrücken möchte, dann nehme ich mir die Freiheit und verwende ihn auch. In meinen Liedern finden sich also manchmal Sätze, die mit einem Wiener Ausdruck

beginnen und etwa mit einem Wort im Kärntner Dialekt enden.

Wie schreibst du deine Songs? Ist bei dir zuerst eine Textzeile da, oder doch die Melodie?

Hm. Eigentlich lässt sich das nicht so trennen. Wörter sind Musik. Sprich, die Sprache gibt mir automatisch immer eine Melodie vor. Vor allem im Dialekt ist ja viel Melodie drinnen. Jeder Dialekt hat seine ureigene Melodie.

Seit einigen Jahren trittst du mit Cohen-Liedern auf, die du in den Dialekt übersetzt hast. Wie kam es zu dem Projekt?

Das ist eine spannende Geschichte. 2017, im dem Jahr nachdem Cohen gestorben war, habe ich den Sommer in einem kroatischen Fischerdorf verbracht. Eines Abends bin ich dort auf der Terrasse gesessen und habe die Nummer »Suzanne« auf meiner Gitarre gespielt. Eine Gruppe Pensionisten, die vorüber geschlendert ist, blieb stehen, um mir zuzuhören. Es hat sich dann ein Gespräch ergeben, bei dem ich erwähnt habe, dass ich mit Dialektliedern auftrete. Daraufhin wurde ich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, »Suzanne« im Dialekt zu singen. Das war quasi der Startpunkt, ich selbst wäre nie auf die Idee gekommen. Ich habe Leonard Cohen immer schon sehr verehrt, ich liebe die Mischung aus seiner dunkelgrauen Stimme und dem hellen, weiblichen Background-Chor, auch gefällt mir, dass die Instrumentalisierung sehr reduziert ist.

Nach dem Urlaub habe ich »Suzanne« dann tatsächlich in den Dialekt übertragen. Und dann bin ich einfach weiter gegangen und habe begonnen, auch andere Lieder von ihm zu übersetzen. Das war – und ist noch immer – eine enorme Herausforderung für mich, da Cohen ein unheimlich großer Poet war. Mir ist es wichtig, seine Texte nicht Wort für Wort zu übersetzen, sondern den Sinn dahinter einzufangen.

Du musstest dann ja auch die passenden Musiker:innen finden, um das Projekt für die Bühne zu realisieren. Wie bist du da vorgegangen?

Das war tatsächlich ein sehr langer Prozess. In meinem Kopf ist alles schon fix, fertig gestanden, ich musste also herausfinden, wer den Part für mich am besten erfüllt und wer auch menschlich gut zusammenpasst. Ich habe dann aber wirklich großartige Musiker und Musikerinnen für dieses Projekt gewinnen können, wie zum Beispiel den

Christoph Pichler, der für mich einer der besten Jazz- und Blues-Gitarristen Österreichs ist. Petra Preiss hat mich von Beginn an als Background-Sängerin begleitet. Dann kam Alfred Valta am Kontrabass dazu, anfangs war auch noch Boris Mihaljić an der Geige dabei, später hat Sigrid Wollinger den Part an der Geige beziehungsweise Bratsche übernommen.

Mittlerweile haben wir auch Bettina Kollmann in der Band – eine großartige Jazzsängerin mit einer wahnsinnig souligen Stimme, die ich vor vielen Jahren im »Babenberger Hof« gehört und aus den Augen verloren hatte. Der Zufall hat uns wieder zusammengeführt und zu meinem Glück hat sie sich gleich für das Projekt begeistert.

Wenn wir heute auftreten, geben wir ja nicht nur die Cohen-Nummern zum Besten, wenngleich sie natürlich der Aufhänger sind. Wir haben auch Jazz-Nummern im Programm, wie etwa die »Autumn Leaves«, die bei uns »Heabstblattln fliagn« heißen. Und auch meine Eigenkompositionen spielen wir, wie etwa die »Pepica« – ein Lied, das ich einer verstorbenen Bekannten aus Kroatien gewidmet habe –, oder auch meine zwei Hits »On the Mountains« und die »Klane Qullön«. Diese Lieder braucht es, um das Publikum aufzulockern, danach kehren wir wieder zu Cohen zurück.

Du suchst dir für jedes Projekt neue Musiker:innen. Wie begibst du dich da auf die Suche? Kennst du die Leute schon oder ergeben sich da spontane Zusammenarbeiten?

Die Grazer Szene ist ja recht überschaubar. Wenn man da mal eine Zeitlang dabei ist, kennt man die Leute. Oder man kennt wen, der wieder jemanden fragen kann. So habe ich zum Beispiel auch den Florian Randacher kennengelernt, der mir wiederum einen Produzenten vorgestellt hat, und so weiter. Alfred Valta wurde mir von einem Zuhörer empfohlen, der mich im »Humboldt Keller« gehört hat, »Der könnte gut zu dir passen«, meinte er.

Eines von Leonard Cohens bekanntesten und am öftesten gecoverten Liedern ist »Hallelujah«. Hast du dich da auch schon drüber gewagt?

Das war tatsächlich ein Lied, das ich nie vorhatte, in den Dialekt zu übertragen. Erstens, weil sich Cohen gewünscht hat, dass es keine weiteren Cover-Versionen geben soll, zweitens, weil ich ziemlich lange gesessen bin, als ich tatsächlich einmal versucht habe, dieses Lied in den Dialekt zu übertragen. Ich habe dann aber eine gänzlich neue, zweite Version von Cohen entdeckt. Sie ist auf dem Album »Cohen Live« von 1994 zu hören. Auf YouTube findet man das

Lied als »Original Best Version«. Hier ist der Text ganz anders. Weil Cohens Kommunikation mit Gott irgendwann abgebrochen ist und er nicht mehr bekommen hat, was er gebraucht hätte. Diese Version ist ein gebrochenes, ein einsames Hallelujah. Und diesen Text habe ich dann auch viel besser verstanden als die ursprüngliche Version, die ja sehr ans alte Testament angelehnt ist. Ich habe genau eine Stunde gebraucht, um Cohens 2. Version in den Dialekt zu übertragen. Diese Übersetzung spielen wir jetzt live, und die wollen wir dann auch aufnehmen.

Das heißt, es es wird bald eine neue »Franz K. singt Cohen«-CD geben?

Da sind wir dran, ja. Wir haben ja schon 2018 eine CD aufgenommen, aber da die Rechte mit Sony Music noch immer nicht geklärt sind, dürfen wir sie nach wie vor nur als Demo-CD zu Werbezwecken verschenken. Ich habe gehofft, dass dieser rechtliche Prozess schneller geht, aber leider ist es ziemlich mühsam, da weiterzukommen. Ich muss Dialekt-Übertragungen für Sony immer auch ins Hochdeutsche übersetzen, weil die dort prüfen wollen, ob ich den Sinn richtig erfasst habe. Es hat sich aber herausgestellt, dass ich Live-Aufnahmen mitschneiden und problemlos verkaufen darf. Also machen wir das demnächst.

Gibt es auch schon Ideen für nächste Projekte?

Ich bin an einer Sache mit meinen beiden Söhnen dran, aber das wird noch dauern. Nach der Cohen-Geschichte würde es mich reizen, auch andere Liedermacher zu übersetzen. Paolo Conte ist eine Idee von mir, auch Zucchero würde ich sehr gerne in den Dialekt übertragen. Aber ich bin noch lange nicht soweit, ich muss erst die Sprache lernen, damit ich mich nicht auf Übersetzungen anderer verlassen muss. Das wird also wahrscheinlich ein paar Jahre dauern. Im Moment bin ich aber sowieso noch am Übersetzen neuer Cohen-Songs und am Perfektionieren der älteren. Und natürlich gibt es dazwischen auch eigene Kompositionen.

Zum Schluss noch eine Frage, die wir beim MORGENSCHTEAN immer stellen: Hast du ein Lieblings-Dialektwort?

Puh ... Da muss ich überlegen. Es gibt viele Sprüche, die ich mag, wie etwa »In der Ruhe liegt die Kraft«. Die Ruhe ist überhaupt meins. Insofern passt vielleicht »gmätlisch«. Außer in der Musik. Die sollte auf gut Steirisch dann schon auch »spannend« sein.

Cohen-Lieder von Franz K. finden Sie auch auf oeda.at/steiermark-hoeren



»SEID DEUTSCH – BLEIBT EINIG«

Die Suche nach einem Stück steirisch-slowenischer Dialektliteratur für unsere aktuelle Ausgabe blieb leider erfolglos. Das hat Gründe – denn seit Ende der Monarchie war die slowenische Sprache in der Steiermark nicht mehr erwünscht. [Text: Margarita Puntigam-Kinstner]

Ich bin auf der Suche nach einem Stück Dialektliteratur aus dem Grenzgebiet zwischen der Steiermark und Slowenien. Seitdem ich Texte aus der Steiermark suche, trudeln zwar allerlei Gedichte und Lieder in meinem Posteingang ein – auch der südoststeirische Dialekt ist dabei –, aber auf meinen Aufruf, etwas im steirisch/slowenischen Dialekt zu senden, hat sich niemand gemeldet. Gibt es überhaupt Autor:innen, die in einem dieser Dialekte* schreiben?

Als ich mich ans Pavelhaus wende, kann man mir nur bedingt weiterhelfen. Josefa Prelog, eine Bäuerin aus Sichelendorf, habe zwar Lyrik geschrieben, heißt es, jedoch ausschließlich in slowenischer Hochsprache; außerdem sei sie vor einem Jahr verstorben.

»Wenden Sie sich an Rezka Kanzian, sie ist zwar Kärntner Slowenin, lebt aber in Graz und hat sich mit der Geschichte der Steirischen Slowen:innen lyrisch auseinandergesetzt«, rät mir Susanne Weitlaner, Obfrau des Artikel-VII-Kulturverein für die Steiermark.

Dobro jutro. So heißt Rezka Kanzians lyrischer Lauf durch die steirisch-slowenische Geschichte. Ich muss Google-Translate aufrufen, ich kann kein Slowenisch. Ein paar Wochen später verabrede ich mich mit der Schauspielerin und Lyrikerin in einem Café im Grazer Bezirk Liebenau. Ich möchte Kanzian fragen, wieso es im steirisch/slowenischen Grenzgebiet keine zweisprachigen Ortstafeln gibt, wieso die steirischen Slowen:innen – im Gegensatz zu jenen in Kärnten – so »unsichtbar« sind. Aus den Augen, aus dem Sinn, denke ich. Ohne meine Suche nach Dialektliteratur wäre mir diese Tatsache nicht einmal bewusst geworden.

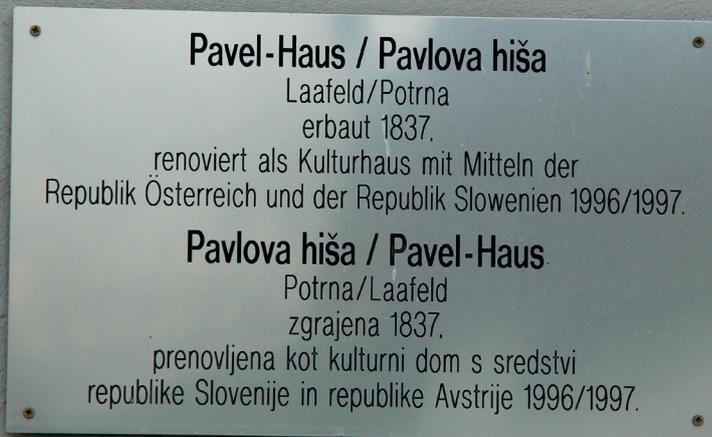
Es ist ein regnerischer Tag. Wir können die Caféterasse nicht nutzen und nehmen drinnen Platz. Rezka Kanzian, die 1969 in Rosegg (Rožek) in Kärnten zur Welt kam und seit vielen Jahren in Graz lebt, ist Autorin mehrerer zweisprachiger Gedichtbände, außerdem ist sie Mitbegründerin des werkraumtheater, das von

1995 bis 2020 nicht nur zahlreiche Eigenproduktionen realisierte (wie etwa ab 2015 die Übu-Theater-Serie), sondern darüberhinaus der slowenischsprachigen Literatur im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Drugačne strani&strune / Andere Seiten&Saiten« in Kooperation mit dem Pavelhaus einen Raum bot, der in der steirischen Landeshauptstadt über viele Jahre hinweg einzigartig war.

Nach der Schließung des Theaters – bedingt durch die Folgen der Pandemie und nicht mehr fortgesetzte Förderverträge – musste sich die vielseitige Künstlerin neu orientieren. Sie emigrierte mit ihrem Arbeits- und Lebenspartner Franz Blauensteiner als »übüFamily« ins Internet, wo ihre gesellschaftskritischen Kurzfilme im Übu-Style zu sehen sind, die sich formal an die schrägen Ubu-Dramen des französischen Schriftstellers Alfred Jarry (1873-1907) anlehnen, der als Wegbereiter des Absurden Theaters gilt. »Dass wir den Raum in der Glacisstraße aufgeben mussten, war sehr schmerzhaft. Aber ich komme dadurch auch wieder mehr zum Schreiben«, gesteht Kanzian, deren neuester Lyrikband »Angst / Strah« 2020 im Hermagoras-Verlag erschien. Wir unterhalten uns über ihr Gedicht »dobro jutro« [zu lesen auf S. 10/11]. Rezka Kanzian muss es nochmals für mich übersetzen, Google Translate hat von Lyrik keine Ahnung. Das Gedicht sei ohnehin schwer ins Deutsche zu übertragen, erfahre ich, denn es sei auch eine Montage, mit Zitaten aus alten Volksliedern, Redewendungen und Teilen aus Partisanenliedern. Auch der Befehl »Machen Sie mir dieses Land wieder deutsch!«, den Hitler bei einer Ansprache in Marburg an der Drau nach Einnahme der Stadt an seine Offiziere richtete, hat Eingang in das Gedicht gefunden.

Für ihre Gedichte recherchiere sie oft sehr intensiv, verrät die Autorin.

Immer wieder begegnet man in der Lyrik Kanzians auch mythologischen Figuren, wie etwa der Baba Jaga im Gedichtband »Angst / Strah«.



Das Pavelhaus in Laafeld / Potrna beherbergt heute den Artikel-VII-Kulturverein für die Steiermark
Foto: © Karl Gruber, CC BY-SA 3.0 AT ; <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/at/deed.en>, via Wikimedia Commons

»Ich plündere gern die slowenische Mythologie, in vielen meiner Gedichten findet man ihre, für mich sehr bild- und sprachsaftigen, Figuren.«

Bereits während ihrer Studienjahre hat sich Kanzian für die Belange der Slowen:innen eingesetzt. Gemeinsam mit Susanne Weitlaner organisierte sie die »Anderen Seiten&Saiten« im werkraumtheater – zweisprachige Veranstaltungen, bei denen, falls es keine Übersetzung der Texte ins Deutsche gab, versucht wurde, dem zum Teil auch deutschsprachigen Publikum über Gespräche mit den Autor:innen die slowenische Sprache und Literatur näherzubringen. »Susanne Weitlaner und ich waren damals Pionierinnen auf diesem Gebiet«, meint die Lyrikerin lächelnd.

Mittlerweile finden im Veranstaltungssaal der Steiermärkischen Landesbibliothek, im Rahmen des »Slowenischen Lesesaal«, regelmäßig slowenischsprachige Lesungen und Buchpräsentationen statt, auch ist das Angebot in Graz insgesamt reichhaltiger geworden. Das ist etwas Gutes – für das werkraumtheater allerdings bedeutete das vermehrte Angebot, dass die Konkurrenz wuchs, was es zunehmend schwieriger machte, selbst

Lesungen dieser Art zu organisieren und zu finanzieren.

Auf die Frage, ob es steirische Slowen:innen gewesen seien, die im werkraumtheater gelesen hätten, schüttelt Rezka Kanzian den Kopf. Nein. Die Autor:innen seien zum Großteil aus Kärnten und Slowenien gekommen; unter den steirischen Slowen:innen habe es bis auf Josefa Prelog niemanden gegeben, der literarisch tätig war.

Anders als in Kärnten hat es in der Steiermark nie Kulturvereine oder eine andere Vertretung für die autochthone Volksgruppe gegeben. Dabei gaben bei der Volkszählung im Jahr 1951 insgesamt 87,9 Prozent der Bewohner:innen in Dedenitz an, eine andere Muttersprache als Deutsch zu haben. Zweimal – in den Jahren 1972 und 1974 – richtete Jugoslawien eine Note an Österreich wegen Nichterfüllung des Staatsvertrags. Der Artikel-VII-Kulturverein für die Steiermark, der seit 1995 seinen Sitz im Pavelhaus hat, wurde dennoch erst 1988 gegründet. Zweisprachige Schulen gab es nie. Heute wird Slowenisch immerhin als Frei- oder Wahlgegenstand angeboten; wer das Fach wählt, tut es

> weiter auf S. 12

Rezka Kanzian

dobro jutro

dobro jutro
sladko tihi vinogradi

sadovnjaki, travniki
robidnice in lešniki

nov dan se svita
vlažna mati zemlja

divja baba, daj pšenice
bosopetki pa travice

kaj je tod hodilo
da je rosa vsa steptana

pa nobene stopinje ni
morda kačja mast in kri

perun bije v daljavi
štiri oči ima naš pes

teci, teci sveti juri
prosim mene tak zakuri

da se vname moja koža
že letim, drvim kot blisk

za srečo
za srečo naših dežel

tika, taka
tika, taka

ktera sapa
goni čas

sredi gozda jasa
sekire in cepini

uboga gmajna
v senci ždi

vino teče
naj, če teče kri

teci, teci moja noga
boljše vino, kako voda

kje je voda, tam je led
kje čebela, tam je med

na griču stara hišica
na klopci mlada deklica

žalostno ji je srce
hudi glas iz gradca gre

joči, joči, joj no jaj
njega ne bo več nazaj

sablico si je nabrušal
nad Irancozom se bo skušal

utrinek pade, zminje leti
v temni kleti poka kri

tika, taka
tika, taka

ktera sapa
goni čas

nekje zahuka sova
trikrat po trikrat

srna prečka mojo pot
plašno se pomika

spet robidovje in potok
na poti mrtva ptica

glej, sester tu devet živi
dovolj imajo vsi blaga

dovolj sinov, dovolj hčera
devet jih je obdaril bog

deseta teče pa okrog
deseta teče pa okrog

mura že zdavnej v strugi stoji
sem deseta, zdaj rešena hči

krivopéte prinašajo točo
in le škratec nosi denar

krumpišovo župo
za hlapca in psa

tika, taka
tika, taka

ktera sapa
goni čas

žena kuha župico
mož pa toči kupico

vince je vse sorte
le pijte, kolkor morte

vince je priraslo
teče kakor maslo

gor in dol
čez drn in strn

srbe na vrbe
serbien muss sterbien

dajte še poslednje cesarju
cesarju, kar je cesarjevega

tika, taka
tika, taka

ktera sapa
goni čas

sladko tihi vinogradi sadovnjaki,
travniki

robidnice in lešniki
tukaj sem se narodil

bog ve
kje bom smrt storil

machen sie mir
dieses land

wieder deutsch
nebodijih treba

hej brigade
hitite, razpodite

požgite
bognasvaruj

utrinek pade, zminje leti
v temni kleti poka kri

tika, taka
tika, taka

ktera sapa
goni čas

kam bi deli
kjer ste vzeli

kam bi deli
kjer ste vzeli

mir in kruh

teci, teci sveti juri
no po svetu tak zakuri

da zgori nesreča vsa
kakor omej travica

dajmo hlebec kruha
pogače in vina

za dobro usodo
za dobro usodo

kozarce vzdignimo
ker dobro v srcu mislimo

wo i geh und steh
tuat mir mei herz so weh

živé naj vsi narodi

ne smemo zaostajati
zaostajati za drugimi

tika, taka
tika, taka

naša sapa
goni čas

pazi
tvoj

čas teče

TEXT HÖREN



[www.oeda.at/
steiermark-hoeren](http://www.oeda.at/steiermark-hoeren)

aus:

Rezka Kanzian:
KRIVOPETNICA / HEIMSUCHUNG

zvočne pesmi / Hörgedichte
DE/SLO

Pavlova hiša / Pavelhaus,

Band/knjiga 7, 2010

88 Seiten + Audio-CD

€ 15.-



zumeist aus Interesse, nicht alle kommen aus slowenischen Familien.

Die Geschichte der steirischen Slowen:innen verlief anders als die der Slowen:innen in Kärnten. Während die Karawanken eine natürliche Grenze bilden, war die Demarkationslinie zwischen Steiermark und Slowenien sehr lange unklar. Die Kämpfe entlang der Grenze waren blutig, auch von ihnen liest man in Kanzians Gedicht »dobro jutro«. Von 1918 bis 1920 stand Radkersburg unter Besatzung des Königreichs Jugoslawien (SHS-Staat). Nachdem das Gebiet endgültig Österreich zugesprochen worden war und die SHS-Truppen abgezogen, galt es für die slowenische Bevölkerung zu beweisen, dass man Österreicher:in war. »Seid deutsch – bleibt einig!« – so die Aufforderung auf der Tafel, die 1920 auf dem Rathaus angebracht wurde [siehe Foto].

Selbst die Messen in slowenischer Sprache, die es anfangs noch jeden Sonntag gegeben hatte, wurden bald auf eine einzige im Monat reduziert. Wer Slowenisch sprach, tat es im Geheimen, niemand wollte den Unmut der Deutsch sprechenden Bevölkerung auf sich ziehen. In den Klassen, die oft mehr als 100 Schüler:innen umfassten, hatten Kinder nichtdeutscher Muttersprache – in manchen Dörfern betrug der Anteil der slowenischsprachigen Schüler:innen mehr als 50% – kaum eine Chance, dem Stoff zu folgen.

1941 wurde der Gebrauch der slowenischen Sprache schließlich zur Gänze verboten.

Ein paar Wochen nach meinem Treffen mit Rezka Kanzian unterhalte ich mich mit Susanne Weitlaner am Telefon. Sie erzählt mir Josefa Prelogs berührende Geschichte. Davon, wie die kleine Josefa von ihrer Lehrerin als dumm bezeichnet worden sei, bloß weil sie bei ihrem Schuleintritt kein Deutsch gesprochen habe. Prelog, die, 1926 in Sichelendorf (Žetinci) zur Welt gekommen, als Bäuerin tätig war, verspürte ihr Leben lang das Gefühl, ihre Intelligenz unter Beweis stellen zu müssen. Bereits als Volksschülerin lernte sie die Bürgerschaft und andere deutsche Gedichte auswendig, später dann eignete sie sich die slowenische Schriftsprache an, denn Prelog hatte – wie die meisten – nur den Dialekt erlernt. Das Slowenische war Familiensprache, wenn es etwas zu schreiben gab, dann tat man es auf Deutsch. Der Dialekt der steirischen Slowen:innen – das war stets die Sprache der Ungehobelten, der Dummen. Und nicht nur das. Nach 1945 unterschied kaum noch jemand zwischen Slowenien und Jugoslawien. Auf der anderen Seite der Mur wohnte »das Böse« – so hat es auch mein Mann gelernt, der in den 1980ern in einem Dorf in der Südoststeiermark aufwuchs.

Seit dem Beitritt Sloweniens zur EU hat sich die Einstellung zur slowenischen Sprache geändert. Vielen tut es heute Leid, den eigenen Kindern die Muttersprache nicht mitgegeben zu haben. Jene, die beide Sprachen beherrschen, sind froh darüber, da es seit der Öffnung der Grenzen wirtschaftliche Vorteile bringt, dennoch hängt man die Zugehörigkeit zur autochthonen Volksgruppe noch immer nicht an die große Glocke. »Wer will schon zu einer Minderheit gehören?«, gibt Susanne Weitlaner zu bedenken.

Dass sich in der Steiermark nie ein slowenischsprachiges Zentrum herausgebildet hat, hat auch mit der Lage der Grenzdörfer selbst zu tun. Die steirischen Slowen:innen lebten immer entlang der gesamten Grenze, oft weit



links: Gedenktafel an den Abwehrkampf in Bad Radkersburg gegen die Truppen des SHS-Staates (Jugoslawien) mit der Aufforderung »Seid deutsch - bleibt einig!«
Foto © Upand, CC BY-SA 4.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>>, via Wikimedia Commons

voneinander entfernt. Ganz abgesehen davon war der Süden immer schon ein strukturschwaches Gebiet, viele der steirischen Slowen:innen sind abgewandert, hauptsächlich in die nördlich gelegenen Industriegebiete. Jene, die blieben, gaben unter dem Druck, sich assimilieren zu müssen, an, sich als Österreicher:in zu sehen. Anders als in Kärnten, wo sich die Slowen:innen in unzähligen Kulturvereinen sichtbar organisiert haben, versuchen die Slowen:innen in der Steiermark nach wie vor, unter dem Radar zu bleiben.

Autochthone Volksgruppe?

Rezka Kanzian kann mit dem Begriff nicht mehr viel anfangen. Viele der Nachkommen leben heute in den Städten, gibt sie zu bedenken, slowenischsprachiger Unterricht sei auch in Graz gefragt. »Autochthone Gruppen lassen sich nicht nur auf einen Landstrich reduzieren«.

Bei unserem Treffen erzählt die Lyrikerin aus ihrem eigenen Leben, davon, wie sie als junge Frau nach Graz zog und bei jedem Besuch in der Heimat gefragt wurde, wann sie endlich wieder zurückkomme. Die Angst, die eigene Kultur und Sprache durch die Abwanderung der Kinder zu verlieren, sei damals, in den 80ern und frühen 90ern, eine sehr große gewesen.

Kanzian steht dem Umstand, dass manche Slowen:innen in Kärnten die eigene Kultur und Sprache richtiggehend zelebrieren, skeptisch gegenüber. »Dieser Zugang hat auch etwas sehr Nationalistisches, Ausgrenzendes«, meint sie.

Wie Josefa Prelog wuchs auch Rezka Kanzian auf einem Bauernhof auf – allerdings 40 Jahre später, in der Kärntner Gemeinde Rosegg im Bezirk Villach Land. Erst durch die Gespräche mit ihrem Mann, der in einem Arbeiterbezirk in Wien aufwuchs, sei ihr bewusst geworden, dass es ihre Zugehörigkeit zur slowenischen Sprachgruppe war, die ihr den Zugang zu kultureller Bildung ermöglichte. »Dadurch, dass es in Kärnten fast in jedem Dorf eine slowenische Kultureinrichtung gegeben hat, hast du als Kind automatisch die Chance bekommen, Theater zu spielen, in einem Chor zu singen oder ein Instrument zu lernen.«

Ohne den Rückhalt der slowenischen Gemeinschaft wäre ihr auch der Weg ans Gymnasium nicht offen gestanden. Damals gab es noch keine gute Verbindung ins 29 Kilometer entfernte Klagenfurt – dass sie als Kind einer Bauernfamilie das Internat besuchen konnte, habe sie der Hilfe der slowenischen Gemeinschaft zu verdanken.

Und doch. Die Entscheidung, ans Bundesgymnasium der Slowen:innen zu wechseln, war keine freiwillige. Kanzian erzählt von einem rechtsradikalen Lehrer, der sie diskriminiert und sogar mit einem Nicht Genügend benotet habe, weil sie zum Jahrestag der Volksabstimmung nicht gekommen sei, um das vereinbarte Gedicht aufzusagen.

»Das war zu einer Zeit, als es noch diese vom ›Alt-Nazi-Heimatdienst‹ organisierten ›10. Oktober Feiern‹ gab, sprich: extrem deutschnationalistische Veranstaltungen an jedem ›Gemeinde-Denkmal‹«, erinnert sich die Autorin und Schauspieler:in. »Mein Vater wollte natürlich nicht, dass ich dorthin gehe, auch wenn die Schule das verlangte.«

Es sei ihr Onkel gewesen, der entschied, dass das Fass voll sei und seine Tochter und Nichte ans Bundesgymnasium für Slowen:innen wechseln sollten. 1987 schloss Rezka Kanzian die Schule mit Matura ab. Darüber müsse sie heute manchmal schmunzeln, gesteht sie. Es stand sicher nicht im Bestreben des Nazi-Lehrers, dass aus ihr eine Künstlerin und Aktivistin werden soll, eine, die dort hinsieht, wo es in unserer Gesellschaft schief läuft, eine, die sich für Minderheitenrechte einsetzt und sich nicht den Mund verbieten lässt.

Dieser »Sprach-Nationalismus« in Kärnten, der habe sie seit jeher gestört – auf beiden Seiten. Wenngleich man natürlich verstehen müsse, dass Slowen:innen sehr schlechte Erfahrungen gemacht hätten. Sprachdiskriminierung sei in ihrer Kindheit und Jugend noch an der Tagesordnung gewesen, Kanzian erinnert sich an Bezeichnungen wie »Tschusch« oder Rufe wie »Horuck übern Loibl«. Auch die Traumata durch die Nazi-Gräueltat dürfe man nicht vergessen.

»Die heutige, junge Generation, beider Volksgruppen, ist zum Glück viel fluider, offener, reflektierter – weil drei- oder mehrsprachig«, meint Kanzian.

Wie es sich anfühlt, zwischen zwei Sprachen und Kulturen aufzuwachsen, die einander alles andere als wohlwollend gegenüberstehen, weiß Rezka Kanzian nur zu gut. Als Angehörige der Kärntner Slowen:innen hätte sie es nie gewagt »nur auf Deutsch« zu schreiben. Ausgangspunkt für ihre zweisprachigen Gedichtbände sei immer auch der Erhalt der slowenischen Sprache gewesen.

»Als Künstlerin wurde von mir erwartet, die slowenische Sprache und Kultur zu fördern. In der Sprache der Nazis zu schreiben, das kam damals noch einem Sprach-Verrat gleich.«

2006 erschien Rezka Kanzians zweisprachiger Gedichtband »cvet na gnojišču / Schattenblüten«, 2007 erhielt sie den Förderpreis für Literatur des Landes Kärnten. »Das hat mich sehr beflügelt und mir Mut gemacht, diesen Weg weiterzugehen«, gesteht die Lyrikerin.

In den zweisprachigen Gedichten, die zum Teil auch als Unterrichtsmaterial herangezogen werden, bildet Kanzian die sprachliche Zwischenwelt ab, in der sie selbst aufgewachsen ist.

»In Südkärnten ist es ganz normal, dass der eine Slowenisch spricht und der andere auf Deutsch antwortet.« Auch den Kärntner Rosentaler Dialekt (rožanščina) lässt Kanzian in ihre Gedichte einfließen. »Auf Besuch in Kärnten« sei auch heute noch eines ihrer Lieblingsgedichte, lässt mich die Autorin wissen. [Anm.: Das Gedicht, erschienen im Lyrikband Cvet na »gnojišču / Schattenblüten«, Pavelhaus 2006, finden Sie als Hördatei auf: oeda.at/kaernten-hoeren.]

Dass Maja Haderlap mit ihrem – in deutscher Sprache verfassten – Roman »Engel des Vergessens« (2011) einen solch großen Erfolg hatte, fühlte sich an wie eine Art Befreiungsakt.

In den letzten Jahren sei in ihr immer mehr das Gefühl aufgekommen, für eine Sprache entscheiden zu müssen, gesteht Kanzian »Nur wenige schaffen es, in beiden Sprachen zugleich literarisch tätig zu sein. Dafür benötigt man ein besonders gutes Gefühl für Sprache und Rhythmus.« Ein schwerer Verlust sei für sie der Tod ihres Kollegen Fabjan Hafner gewesen, der ihre Gedichte übersetzt habe. Ihm hat sie auch ein Gedicht in ihrem letzten Lyrikband »Angst/ Strah« gewidmet.

Als wir uns zur Redaktionssitzung treffen, um den neuen Morgenschtean zu besprechen, liegt Josefa Prelogs »Dokončnost (Neskončnost)/ Endlichkeit« auf dem Tisch. Auch Rezka Kanzians »dobro jutro« habe ich mitgenommen. Wir alle sind uns einig, dass das Slowenische ein Teil der steirischen Sprache ist. Auch wenn es streng genommen keine Dialektliteratur ist, entscheiden wir uns dafür, Prelogs Gedicht in den Literaturteil aufzunehmen. Lyrik von Rezka Kanzian im Kärntner Rosentaler Dialekt wird es hoffentlich bald in einer Morgenschtean-Ausgabe zu lesen geben – spätestens dann, wenn wir Dialektliteratur aus Kärnten vorstellen.

Persönliche Nachbemerkung: Zwei Tage, nachdem ich den neuen Morgenschtean an unsere Druckerei geschickt habe, trifft ein Paket vom Pavelhaus bei mir

ein – mit Publikationen zur Geschichte der steirischen Slowen:innen. Ein Wochenende lang versenke ich meine Nase in »Die Sprache im Dorf lassen« von Andrea Haberl-Zemljič – eine wissenschaftliche Publikation, in der die Autorin dem Assimilationsdruck nachgeht, dem die Slowen:innen in den fünf Dörfern Dedenitz, Goritz, Laafeld, Sichelndorf und Zeltung ausgesetzt waren.

Montags darauf erhält mein Mann ein Jobangebot in Mureck. Ich begleite ihn zum Vorstellungsgespräch. Als wir mit dem Auto in die kleine Stadt einfahren, zeigt mein Mann dorthin, wo die Hügel beginnen. »Schön ist es hier eigentlich nur auf der anderen Seite der Mur«, meint er. Dann lacht er auf. »Dort, wo »das Böse« wohnt.«

Während mein Mann sein Vorstellungsgespräch absolviert, spaziere ich durch den Ort. Mureck präsentiert sich an diesem Tag in seinem besten Kleid, der Frühling ist zurückgekehrt, in den Gärten blühen die Bäume und Sträucher. Ich schlendere die breite Straße entlang, am Rathaus vorbei, auf die Hügel zu. Am Ende der Straße angekommen, gehe ich auf die Brücke zu. Ein Polizeiwagen steht an der Grenze, der Posten ist unbewacht. In der Mitte der Brücke bleibe ich stehen und blicke auf die Mur. Denke an die Abwehrkämpfe, die hier stattfanden. An den Hass, der hier geboren wurde und der zum Teil noch immer nachwirkt – auf beiden Seiten.

Die restlichen Meter sind schnell gegangen. Am Ende der Brücke stoße ich auf eine Pekarna. Davor vier Männer auf Stühlen, die sich auf Slowenisch unterhalten. Ich frage mich, ob es irgendwann ein Europa geben wird, das ohne Grenzen auskommt. Eines, in dem auch die Sprachübergänge fließende sein dürfen.

*** Die steirischen Slowen:innen und ihre Dialekte:**

- > Im Westen an der steirisch-kärntnerischen Grenze auf der Soboth (Sobota), in Laaken (Lake) und in Rotwein (Radvanje). In dieser Gegend wird der der kärntnerisch-jauntalerische Dialekt gesprochen.
- > In den Orten rund um Leutschach (Lučane) - Schlossberg (Gradišče), Großwalz (Veliki Boč), Glanz (Klanci) und Spielfeld (Špilje). Dort spricht man den nordsteirischen Kosjak-Dialekt.
- > Nördlich von Radkersburg in den fünf Dörfern Goritz (Gorica), Dedenitz (Dedonci), Laafeld (Potrna), Zeltung (Zenkovci) und Sichelndorf (Žetinci). Hier wird eine Mischung aus den Dialekten des Prekmurje und des Gebietes der Slovenske gorice (Windische Bühel) gesprochen

Literatur:

- Rezka Kanzian: KRIVOPETNICA / HEIMSUCHUNG, Hörgedichte, Literar. Schriftenreihe des Pavelhauses Band 7, 2010
- Katalin Munda Hirnök, Susanne Weitlaner (Hg.): Ethnologisches Erbe und Kulturkreis der steirischen Slowenen, Wissenschaftliche Schriftenreihe des Pavelhauses, Band 9, 2005
- Andrea Haberl-Zemljič: Die Sprache im Dorf lassen, Wissenschaftliche Schriftenreihe des Pavelhauses, Band 6, 2004
- Heimo Halbrainer: Auf den Spuren der Portestanten, Juden, Roma und Slowenen in und um Bad Radkersburg, Wissenschaftliche Schriftenreihe des Pavelhauses, Band 2a, 2003



Die Grazer Band »Pandoras kleine Schwester« Foto: © Martin Benedikt

»JEDER SONG BEKOMMT DIE SPRACHE, DIE ER VERLANGT«

DIE GRAZER BAND »**PANDORAS KLEINE SCHWESTER**« BRACHTE SOEBEN IHR 2. ALBUM HERAUS. SONGWRITER BERND HECKE BEANTWORTETE DEM *MORGENSCHTEAN* EIN PAAR SPONTANE FRAGEN

Ein, Songwriter, eine Sopranistin, ein Hochzeitsmusikant, ein Punk-Schlagzeuger, ein Klarinettist und ein universeller Saiten-Artist - das seid ihr, »Pandoras kleine Schwester«. Begonnen hat euer Musikprojekt in einem Grazer Keller. Wie kam das?

Der Songwriter, also ich, und die Sopranistin Inge, meine Nachbarin, trafen schon davor in der Rockband »Sound Asylum« aufeinander und spürten, wie ihre Stimmen im Duo-Gesang harmonierten. Den Hochzeitsmusikanten hab' ich in meinem damaligen Job aufgerissen. Erich ist im Hauptberuf Artdirector der Kleinen Zeitung und tourt seit Jahren mit dem Duo Melodie durch die Lande, aber jetzt auch mit Pandoras kleiner Schwester. David an

den Drums arbeitet auch in der Redaktion. Toni (Bass) und Johnny (Klarinette) habe ich bei ihren Konzerten in anderen Formationen gehört und gewusst, die sollten zu uns gehören. Wenn gute Musiker dazukommen und bleiben, dann ist das einfach wunderschön ...

Euer Debüt-Album erschien ausgerechnet im Pandemie-Jahr 2020. Wie habt ihr euch über die diversen Lockdowns gerettet – wie habt ihr da geprobt und eure CD präsentiert?

Die Pandemie war eigentlich ein Segen. Wir haben sehr viele Songs geschrieben und uns Aufnahmen übers Netz geschickt, jeder hat seinen Part hinzugefügt, da haben wir sogar aus einzelnen Video-Spuren ganze Nummern

»Pandoras kleine Schwester« sind:

Inge Zelinka-Roitner (Gesang, Geige, Synth),
Bernd Hecke (Gesang, Gitarre), Erich Repe (Piano,
Akkordeon), Anton Hüttmayr (Bass), Johann Huber
(Karinette), David Knes (Schlagzeug)



Informationen zur Band, zu allen geplanten Konzerten und zum Album »Die Lieder« und »Titanic« unter: facebook.com/pandoraskleineschwester

auf YouTube gebaut. Die offizielle CD-Release-Party musste warten bis zum Frühjahr 2022, als das vertagte »Styrian Sounds Festival« endlich über die Bühne ging. Gespielt haben wir aber auch in der Corona-Zeit – ein Streaming-Konzert etwa unter strengen Auflagen mit Tests – Live aus dem Music Incubator. Aber auch immer im Sommer im Freien, wenn es erlaubt war.

Euer erstes Album »Die Lieder« klingt noch mehr nach Indie-Pop-Album, die Texte sind fast durchwegs in hochdeutscher Sprache. Die Lieder in eurem neuen Album »Titanic« sind vielfältiger. Popballaden wechseln sich mit Dialektchansons ab, es gibt mehr Swing-Rhythmus und noch mehr Gipsy-Sound. Ihr wechselt dabei nicht nur mühelos zwischen Hochsprache, Dialekt und Englischer Sprache, sondern auch die Instrumente. War das eine bewusste Entscheidung, da mehr zu experimentieren?

»Die Lieder« war ein Übergangsalbum. Den englischen Song »Last Waltz« habe ich schon mit »Sound Asylum«

gespielt, aber dann zu Pandora mitgenommen. Der Switch von englischen zu deutschen Texten fühlte sich mit Hochdeutsch natürlicher an. Nur das letzte Lied des Albums – »Im Wolf« – passierte intuitiv in Mundart. Das hat wohl damit zu tun, dass es so eine intime Nummer ist, die im Jugend-Kosmos meines Vaters rund ums Roseggerhaus spielt. Das Café »Wolf« war Stammlokal meines Opas, die Familiengeschichte wollte offenbar in meiner Sprache, also im Dialekt erzählt werden. Die Heimat der Band ist ebendieses »Annenviertel«, wo wir auch den Probenkeller haben, das »Wolf« von Thomas und Mitch mit seinen tollen Konzerten ist heute die Band-Kantine. Dort durften wir auch schon ein großartiges »Corona-Konzert« spielen. Das »Wolf« hat das Tor zur Mundart aufgestoßen. Jeder Song bekommt die Sprache, die er rhythmisch, atmosphärisch oder vom Reim her verlangt. Der Anspruch, möglichst viele echte Instrumente, möglichst viel Gipsy oder auch Balkan in unsere Songs zu bekommen, war von Anfang an da. Was wir sonst noch lieben: Swing, Polka, Walzer und Funk. Alles, was wir kriegen können ...

Wie kann man sich die Entstehung eines Songs bei euch vorstellen? Kommst du mit einem fertigen Text zur Probe, oder entsteht da vieles im gemeinsamen Experiment?

Ich beginne jeden Song, texte und komponiere eine Skizze mit Akkorden. Die zweistimmig im Dialog gesungenen Lieder entstehen auch im Dialog. Ich schicke meine Textbausteine, Inge antwortet mit ihren. Dann gehen wir in den Keller, spielen den Song an wie am Lagerfeuer und wenn der Funke überspringt, arbeitet die Band in einem kreativ-spielerischen Prozess am Arrangement. Das sind die Augenblicke, wo Wunder passieren, die uns ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Schön ist es, wenn der Funke und das Lächeln sich später dann auch aufs Publikum übertragen.

Wie bereits erwähnt, hab ihr jetzt mehr Dialektlieder als zu Beginn. Wann entscheidet ihr euch für den Dialekt?

Wie gesagt: Diese Entscheidung trifft der Song mit der ersten Zeile. Was auffällt: Pop ist eher Hochdeutsch. Je g'spüriger, bluesiger, grooviger eine Nummer wird, desto eher setzt sich die Mundart durch.

Die meisten Texte kommen sehr leicht daher, selbst eure melancholischeren Nummern sind so gelagert, dass sich die Laune beim Zuhören bessert. Das ist ja auch euer Programm, wie ihr auch auf eurer ersten CD erklärt. Vielleicht kannst

du unseren Leser:innen erzählen, warum ihr euch »Pandoras kleine Schwester« nennt?

Ich habe als Songwriter immer eher düstere, bittere Songs geschrieben und immer damit gehadert, dass ich keine fröhlichen Lieder zustande bringen konnte. Diese Band war das Projekt, um das zu ändern. Denn: Nichts ist schwieriger, als fröhliche Texte zu schreiben, die nicht gleich flach oder dämlich daherkommen. Dieser Gratwanderung, eben nicht abzustürzen, stelle ich mich. Ich hoffe, mit Erfolg. Was bleibt: Auch die lockerste Nummer hat meist eine Brechung, einen Wermutstropfen in sich. Das mag ich sehr. Denn die Welt ist eben immer nur ein bisserl rosarot. Der Name: Am Anfang war Pandora als Idee. Die Büchse war mir dann aber zu billig, also habe ich Pandoras kleine Schwester erfunden. Pandora hatte ja die Büchse geöffnet und alle Übel in die Welt entlassen. Ehe die Hoffnung auch noch entkommen konnte, fiel der Deckel zu. Die kleine Schwester haben wir ausgeschickt, um die Büchse noch einmal zu öffnen und der Welt die Hoffnung zu geben. Klingt hochtrabend, ist es auch ... Und ist auf dem ersten Song unseres ersten Albums nachzuhören.

Ihr seid als Live-Band sehr beliebt und sprecht die unterschiedlichsten Altersgruppen an. Gibt es Orte, wo ihr besonders gern spielt?

Am liebsten im Freien oder im intimen Rahmen, wo wir auch unsere ruhigeren Songs spielen können und

die Menschen auf die Texte hören. Aber ganz ehrlich: Wir lassen es auch auf großen Bühnen mit fettem Schlagzeug gerne krachen.

Apropos Konzerte: Wann und wo seid ihr wieder zu hören?

Wir spielen am 25.5 um 19 Uhr bei Gatto im Museum in einem wunderschönen Garten beim Grazer Volkskundemuseum und am 2. Juni ab 18 Uhr beim Citypeach unter der Erzherzog-Johann-Brücke. Unsere Konzerte findet man immer auf facebook.com/pandoraskleineschwester.

Am Schluss fragen wir immer gerne nach dem Lieblings-Dialektwort. Welche sind denn eure?

Inge: Treapn

Toni: Ödögödöckö (Oberösterreichisch für Öltiegeldeckel)

David: Oida

Erich: ausgschamt

Johnny: hintafotzig

Bernd: a Rotzbua mit Rotzbremsn ;)



JOSEF GRASSMUGG: LITERATURAKTIVIST AUS LEIDENSCHAFT

»Das Schreiben hat mir schon früh Spaß gemacht«, erinnert sich Josef (Sepp) Graßmugg, der als Sohn einer kinderreichen Bauernfamilie im steirischen Edelstauden aufwuchs. Sein erster Besuch auf der Frankfurter Buchmesse erfolgte schon früh; der Schüler, dessen Lieblingsfach Deutsch war, half in der örtlichen Bücherei aus, zur Buchmesse fuhr man gemeinsam mit dem Bus aus der Steiermark an.

Die Liebe führte ihn als junger Mann schließlich nach Kapfenberg. »Hier war es anders als in Edelstauden oder Kirchbach«, erinnert sich Graßmugg. »Kapfenberg war ideal für mich, es ist nicht ganz so ländlich wie in meinem Heimatort, nicht ganz so klein, hier kann man wirklich etwas auf die Beine stellen. Und trotzdem ist Kapfenberg keine Großstadt, wenn man etwas tut, dann wird es wahrgenommen und sehr geschätzt, weil das Angebot nicht so groß ist.«

Kapfenberg hat einiges zu bieten. Neben dem Kulturzentrum, in dessen Räumlichkeiten nicht nur die Stadtbibliothek, sondern auch der Europa-Literaturkreis Kapfenberg beheimatet ist, gibt es z.B. auch den Filmklub Kapfenberg.

Der Europa-Literaturkreis, dessen Obmann Graßmugg heute ist, entstand nach einem Volkshochschulkurs. »Ich war Mitte zwanzig, als ich hierherkam. An der Volkshochschule wurde damals ein Literaturkurs angeboten. Das schaut du dir an, habe ich mir gesagt, und wenn es dir nicht gefällt, dann gehst du einfach nicht mehr hin. Dadurch, dass mich hier niemand kannte, hatte ich mehr Freiheiten, mich auszuprobieren.«

Nach Beendigung des Kurses blieben die Teilnehmer:innen in Kontakt. »Um gemeinsam zu schreiben und uns übers Schreiben auszutauschen«, erzählt Graßmugg. »Wir haben uns damals im Kaffeehaus getroffen. Gemeinsam haben wir dann begonnen, die Literaturzeitschrift ›Reibeisen‹ herauszugeben.«

Das »Reibeisen« gibt es noch heute, dieses Jahr feiert das schwergewichtige Kultur- und Literaturmagazin, das

einmal im Jahr erscheint, seinen vierzigsten Geburtstag. »Wir sind gut gefördert, dadurch ist es möglich, dass das Reibeisen viel Inhalt bietet. Und natürlich auch und vor allem, weil die Menschen in unserem Verein viel ehrenamtliche Arbeit leisten.«

Einer von ihnen ist Graßmugg selbst. Er ist nicht nur Obmann des Vereins, sondern zudem Organisator diverser Lesungen, Website-Betreuer und Leiter der »Reibeisen«-Redaktion. Auch in anderen Bereichen setzt sich Graßmugg für die Literatur ein. – z.B. als Redaktionsmitglied des Pfarrblatts, wo er sich um den Literaturteil kümmert.

Schade findet es der Dialektlyriker, dass immer weniger Dialektliteratur geschrieben werde. »Früher haben wir beim ›Reibeisen‹ ein eigenes Jury-Team nur für die Dialektliteratur gehabt. Jetzt, da nur noch wenige Texte im Dialekt kommen, werden diese gemeinsam mit den anderen Texten bewertet.«

Auch der Verein habe nur noch wenig Zuwachs durch junge Menschen. »Viele, die in jungen Jahren literarisch tätig sind, hören zu schreiben auf, wenn der Alltagsstress kommt. Oder sie ziehen aus Kapfenberg weg.«

Nicht wenige Mitglieder des Europa-Literaturkreises wohnen nicht in Kapfenberg. So wie etwa die Autorin und Schauspielerin Christine Teichmann, die in Graz lebt und Vorstandsmitglied des Vereins ist. Andere Mitglieder leben in Deutschland. Auch aus diesem Grund veranstaltet der Verein die »LiteraturBiennale Kapfenberg« – ein Lesefestival, bei dem die Mitglieder zusammenkommen, um sich auszutauschen und ihre Neuerscheinungen vorzustellen. »Die Biennale ist das Herzstück des Vereinsjahrs. Wir organisieren immer einen gemeinsamen Ausflug – und ein Tag ist allein für die Lesungen reserviert.«

Die LiteraturBiennale ist jedoch nur eine von vielen Veranstaltungen, die der Verein im Ort anbietet. Neben diversen Lesungen der Mitglieder – darunter auch Dialektlesungen – gibt es z.B. das monatliche Literaturcafé, in dem jedes Mal über Leben und Werk eines bzw. einer ausgewählten Autor:in gesprochen wird. Zudem kümmert sich der Verein auch darum, Autor:innen von außerhalb nach Kapfenberg zu holen. Eingeladen wurden bisher nicht nur Autor:innen aus ganz Österreich und Deutschland, sondern etwa auch aus dem osteuropäischen Raum. Auch die Leseförderung liegt dem Verein am Herzen, einmal im Jahr lädt der Europa-Literaturkreis Kapfenberg die Kleinsten zum Vorlesetag. Selbst die Gassennamen Kapfenbergs wurden schon durch Lesespaziergänge erschlossen. »Bei uns tragen nicht

wenige Gassen Namen von Schriftstellern. Was uns bei dem Projekt damals auffiel: Kapfenbergs Straßennetz fehlen die Schriftstellerinnen. Auch das versuchen wir nun zu ändern.«

Diesen Herbst ist das Lesefestival »überBRÜCKEN« geplant. Etwa drei, vier Tage lang soll an diversen Brücken gelesen und die Bedeutung von Brücken auch im übertragenen Sinn hervorgehoben werden.

Hauptberuflich ist Graßmugg mittlerweile im Verwaltungsdienst der Polizei tätig. »Früher war ich bei der Post angestellt. Nicht am Postschalter. Ich bin die Handymasten hochgeklettert, das war für die Figur und die Fitness besser. Heute sitze ich nicht nur für den Verein, sondern auch hauptberuflich viel am Computer. Das ist gemütlich für mich, so kann ich jetzt auch zwischendurch mal meine Mails checken.«

Die Kulturarbeit, die Graßmugg ehrenamtlich für den Verein leistet, frisst freilich einen großen Teil seiner Freizeit. »So was kannst du nur machen, wenn du eine Partnerin hast, die das akzeptiert. Meine Frau hat früher im Pflegebereich gearbeitet. Während sie Nacht- und Wochenenddienste schob, habe ich mich um die Vereinsarbeit gekümmert. Seit sie zu Hause ist, wünscht sie sich, dass ich nicht mehr so viel allein mache und mehr delegiere. Aber das dauert manchmal länger, als wenn ich es gleich selbst mache. Heute ist es nicht mehr so leicht, ehrenamtliche Mitarbeiter:innen zu finden.«

Ob er selbst noch zum Schreiben komme? Graßmugg lacht. »Ich schreibe Dialektlyrik und Kurzgeschichten, ein Roman wäre gar nicht möglich. Manchmal, wenn ein Lesungstermin naht, bekomme ich die Panik, dass ich es nicht mehr rechtzeitig schaffe, einen passenden Text zu verfassen. Aber am Ende fällt mir immer was ein.« Die Ideen kommen manchmal auch beim Warten. »Wenn ich zum Beispiel am Bahnhof stehe, um einen Autor oder eine Autorin abzuholen, dann kann es schon vorkommen, dass ein Limerick entsteht. Beim Warten kann man auch gut die Silben für ein Haiku zählen.«

Vom Schreiben leben zu müssen, stelle er sich nicht sehr inspirierend vor. »Ich bin froh, dass ich durch meinen Job finanzielle Sicherheit habe. Wenn ich schreiben *müsste*, würde mir wahrscheinlich schnell die Lust vergehen, vor allem, wenn der Druck dazukäme, damit mein Auskommen verdienen zu müssen.«

Neben seiner Tätigkeit als Vereinsobmann steht Graßmugg auch als Laienschauspieler auf der Bühne, gerade finden wieder Proben statt. »Zum Glück dürfen wir diesmal bis zum Schluss mit dem Textheft auf der Büh-



Joseg Graßmugg am Eingang zum Kulturzentrum Kapfenberg Foto: © Morgenschtean

ne stehen. Das ist nicht bei jedem Regisseur so. Beim Textlernen merke ich nun doch langsam, dass ich älter werde«, gesteht Graßmugg.

Nach unserem Gespräch besuchen wir das Sporthotel. Um ein Bier (bzw. ein Glas Saft) zu trinken – aber nicht nur. Am kommenden Tag findet die »Reiseisen«-Redaktionssitzung statt, dafür müssen noch die Brötchen organisiert werden.

Als wir das Café mit Blick auf den Sportplatz betreten, wird Graßmugg von allen Seiten freundlich begrüßt. Man kennt ihn in Kapfenberg – nicht nur als Dialektlyriker und Organisator diverser Veranstaltungen, sondern auch als Nikolo und Menschen, mit dem man gern ein Bier trinkt.

Das Telefon klingelt. Graßmugg sieht auf die Nummernanzeige. »Da rufe ich später zurück. Bestimmt geht es um den Pfarrball«, meint er. Dort plane man ihn für die Mitternachtseinlage ein, und davor helfe er bei der Ausschank.

»DIALEKT IST IM PRINZIP IMMER EINE BEREICHERUNG«

Franziska Pronneg kennt man in Graz als Poetry Slammerin. Dabei steht sie eigentlich nicht gerne im Mittelpunkt. »Mir ist es beim Slammen immer ums Schreiben gegangen«, meint die Siebenundzwanzigjährige, die vorwiegend Kurzprosa und Lyrik schreibt. 2021 erschien ihr Erzählband »Urbane Nackerpatzerl«. Der *Morgenschtean* hat sich mit der in Graz lebenden Autorin auf einen Tee getroffen.

Wann hast du mit dem Schreiben begonnen?

Wenn man das Tagebuch dazuzählt, dann mit neun. Mit dem kreativen Schreiben habe ich mit etwa 16 Jahren begonnen. Damals habe ich auch erstmals etwas auf eine Lyrikplattform gestellt, aber dort bin schon lange nicht mehr aktiv. Ich habe meine Gedichte von damals sogar gelöscht, weil sie mir später dann doch ein bisschen peinlich waren.

Man kennt dich von diversen Poetry-Slam-Bühnen, auch beim Anno Dialekt Donnerstag warst du schon eingeladen, und dieses Jahr hast du die Ö.D.A. bei der jährlichen Litera Tour vertreten. Wann standest du das erste Mal auf der Bühne – und hast du gleich mit Texten im Dialekt begonnen?

Das erste Mal auf einer Poetry Slam-Bühne stand ich mit 20 oder 21. Anfangs bin ich noch mit hochdeutschen Texten angetreten, aber schon mein vierter Slam war dann ein Dialekttext. Das war in der »Cuntra la Cultra« am Griefßplatz, an den Abend kann ich mich noch gut erinnern. Von dem Moment an habe ich fast nur noch im Dialekt geslammt. Ich habe nämlich schnell gemerkt, dass ich mich mit Dialekttexten am wohlsten fühle, und das spürt natürlich auch das Publikum. Vorteil des Dialekts ist ja, dass die Vortragsweise viel natürlicher ist. Man fühlt sich nun mal in der Sprache am wohlsten, die am wenigsten inszeniert ist. Wenn man quasi afoch nur redt, wie an da Schnobl gwoxn is.

Dabei hattest du nicht immer eine gute Beziehung zum Dialekt, oder?

Nein, tatsächlich nicht. Ich komme vom Land, mit Dialekt habe ich lange nur das ländlich-konservative

Lebensbild verbunden. Mich in Hochdeutsch auszudrücken war anfangs ein Mittel, um mich abzugrenzen. Erst später habe ich dann festgestellt, dass ich mich im Dialekt einfach irrsinnig wohl fühle. Mittlerweile ist der Dialekt meine liebste Form, sei es in Gesprächen oder auch auf der Bühne. Das hat nicht nur damit zu tun, dass ich im Dialekt aufgewachsen bin und mich in ihm zu Hause fühle, sondern auch damit, dass der Dialekt viel mehr Ausdrucksmöglichkeiten als Schriftsprache bietet. Spannend ist ja auch, wie viele Dialektformen es allein in der Steiermark gibt. Wer zum Beispiel in Sinabelkirchen aufgewachsen ist, spricht ganz anders als jemand, der aus Deutschlandsberg kommt, von wo ich her bin.

Sprichst du also Weststeirisch?

Hm. Mittlerweile hat sich mein Dialekt sehr gewandelt, allein schon dadurch, dass ich schon so lange in Graz wohne. Mein Dialekt ist wohl eine Mischung aus allem, was ich täglich höre.

Slammst du noch immer regelmäßig?

Im Moment fehlt mir ein bisschen die Zeit dafür, da ich eine neue Arbeit angenommen habe. Aber das ist vielleicht auch nur eine Ausrede. Wahrscheinlich ist es eher so, dass es nach der Corona-Pause für mich wieder mehr Überwindung braucht, um auf eine Slambühne zu treten. Ich bin nämlich eigentlich kein Mensch, der gerne auf einer Bühne oder überhaupt im Mittelpunkt steht. Mir ist es beim Slammen immer ums Schreiben gegangen. Poetry Slam hat mir vor allem deswegen immer viel bedeutet, weil das Format viel erlaubt.

Franziska Pronneg
MEI HAUT, DEI HAUT

Is mei Leben, net deins,
Is mei Haut, net dei Haut
Bin zwoa in deina gwoxn,
oba nur in meina kann I otmen.

Hob die Augen von da Mama, und doch sig mi
woaundas.
Hob die Goschn vom Papa, die großn Worte oba net.
Hob die Griffel von beide, nua san meine geschickta.

Sie zeichnan Skizzn, kane Luftschlessa.
Sie drahn Schraubn ins Huiz, statt Gedonkn im Kreis.
In meim Kopf entstehn Mebl, kane Hypothesn.
I brauch wos in da Hond.
Homma, Sichel, Boamaschin,
wuascht, Hauptsoch greifboa is
Schun ols Kind hob i ons Christkind gschriebn:
Bring ma doch an Spotn! I mogs tiafgrindig.
Bring ma doch a Schleifpapia! I steh auf Eckn und Kantn.
Bring ma doch an Pinsl! I mol gean den Teifl an die Wond.

Oba es hobts meine Briaf nie glesn.
Drum hobts jedes Joah an Biachaguatschein
untan Christbam glegt.
Seit da Geburt trog i den Plan fias Leben tätowiat.
Hobts ma net nur Händ, sundan glei die Bildung mitvaeabt.

»Aufs Gymi gehst!«, hots ghaßn.
»Matura mochst mit Anaschnitt!«, hots ghaßn.
»Da Vota von deem Vota von deem Ugroßvota woa schun
Onwoit!«, hots ghaßn.
Und so is gschegn.
Mit Traditionen kann i brechn,
mit die Ötan leida net.
Drum bin i Magista juris,
obwull i liaba Tischlameista warat.
Drum hob i a Kanzlei,
obwull i gean a Weakstott hätt.

Is mei Haut ...
na ...

Is dei Haut, net mei Haut,
gsponnt wie Kloasichtfolie,
vom Kopf bis zu die Zeachn.
Steck im foischn Köapa,
wie a Huastnzuckal im Hois.
Es druckt wie a z'klana Schuach,
jeda Schritt tuat weh.
San zwoa meine Fiaß,
nua gehn sie net mein Weg.
Is dei Lebn, net meins.
Is a foisches Lebn,
in dem i übalebn lean.

Diesen und andere
Dialekt-Texte aus der
finden Sie
auch als Hörtext
im Online-Archiv
»**ÖSTERREICH HÖREN**«
unter:
www.oesterreich hoeren.at

*Das Online-Archiv wird
in den kommenden Jahren
laufend erweitert – rege
Beteiligung ausdrücklich
erwünscht!*



Du kannst unterschiedliche Textsorten, Themen und Vortragsweisen ausprobieren und bekommst direktes Feedback vom Publikum, das ist toll. Außerdem ist die Slam-Community eine wirklich coole Community.

Also standest du sehr oft mit Lampenfieber auf der Slam-Bühne?

Am Anfang war ich oft extrem nervös, mit der Zeit ist es dann ein bisschen besser geworden. Wie wohl man sich auf der Bühne fühlt, hat ja auch viel mit der momentanen psychischen Verfassung zu tun. Wenn man sich gerade in einer Phase des Umbruchs befindet, sich im Privat- oder Berufsleben gerade unsicher fühlt, dann vergeht einem auch ein bisschen die Lust auf die Bühne. Zumindest mir geht es so.

Holst du dir auch abseits der Poetry-Slam Bühne Feedback für deine Texte?

Ja. Ich bin Mitglied auf »StoryOne«. Das Portal mag ich sehr, da es viele Austauschmöglichkeiten mit anderen Schreibenden bietet und auch dann motiviert, wenn gerade wenig Zeit zum Schreiben bleibt.

Ich schreibe im Moment hauptsächlich Gedichte und Kurzprosa, auch dadurch bedingt, dass die Texte auf »StoryOne« nur maximal 2.500 Zeichen haben dürfen. Wenn man mal einen längeren Text veröffentlichen möchte, dann muss man ihn als Fortsetzungsgeschichte anlegen. Ich sehe die Zeichenbeschränkung aber als gute Übung, sich aufs Wesentliche zu konzentrieren und unnötige Wörter zu eliminieren. Wenn ich mal etwas ausführlicher beschreiben will, dann geht sich das auf 2.500 Zeichen aber natürlich nicht aus.

Du sagtest, die Plattform wirkt sich motivierend auf dich aus. Inwiefern?

Ich mag sie wegen der Niederschwelligkeit. Jeder Mensch hat dort die Möglichkeit, eigene Kurzgeschichten oder Gedichte zu veröffentlichen und sich Feedback durch andere zu holen. Die Themenwahl ist frei, Hauptsache der Text überschreitet die maximale Zeichenzahl nicht. Außerdem gibt es auch immer wieder spannende Challenges zu verschiedenen Themen. Ich kann

mich z.B. an eine LGBTIQ-Challenge erinnern, ein anders Mal gab es das Thema »bed time stories«, dann wieder »Der Moment, der mein Leben verändert hat«. Bei diesen Challenges werden am Schluss die besten Geschichten ausgewählt und in einer Anthologie abgedruckt. Außerdem gibt es jährlich den Young Storyteller Award. Ab zwölf Geschichten kann jede:r sich um eine eigene Buchveröffentlichung bewerben. Es gibt zwar auch abseits des Preises die Möglichkeit, eigene Kurzgeschichtenbände über StoryOne zu veröffentlichen, aber das macht für mich keinen Sinn, da dann die Aufmerksamkeit fehlt. Die Gewinner:innen des Wettbewerbs bekommen aber sehr viel Aufmerksamkeit; allein dort auf die Shortlist zu kommen, bringt schon sehr viel. Und wie gesagt, ich finde es cool, dass man sich dort mit anderen Schreibenden aus diversen Teilen Österreichs und Deutschlands austauschen kann.

Veröffentlichst du auf »StoryOne« auch Dialekttexte?

Ja, manchmal. Wenngleich Dialekt meiner Erfahrung nach auf einer Bühne viel leichter umzusetzen ist. Die Niederschrift ist für mich noch schwierig, ich bin da erst am Herumexperimentieren. Gerade bei den Vokalen a und o bin ich am Überlegen, das Steirische ist da schon eine Herausforderung. Generell finde ich es ziemlich schwer, die Vokale schriftlich so abzubilden, wie ich sie ausspreche.

Wahrscheinlich haben meine Schwierigkeiten zusätzlich auch damit zu tun, dass ich früher Deutsch als Fremdsprache unterrichtet habe – da musste ich die Texte so korrigieren, dass sie der Standardschreibweise entsprechen. Ich muss mich also selbst noch an das Aussehen meiner eigenen Dialektniederschrift gewöhnen, denn für mich sieht ein –a am Ende statt des gewohnten –er auf den ersten Blick noch immer falsch aus.

Wie reagiert das Lesepublikum aus Deutschland auf deine Dialekttexte?

An und für sich sehr positiv. Einmal bekam ich eine lustige Rückmeldung von jemandem, dem mein Text sehr gut gefallen hat, der sich aber an einigen Stellen schwertat, ihn zu verstehen. Aber es zahlt sich aus, auch



auf Plattformen wie »StoryOne« im Dialekt zu veröffentlichen. Dialekttexte sind dort eine Bereicherung. Dialekt ist prinzipiell immer eine Bereicherung!

Das ist ein schöner Schlusssatz! Verrätst du uns noch dein Lieblingswort?

Das ist eindeutig das Oamutschgal.

Franziska Pronneg,
geboren 1995 in Deutschlandsberg,
2015 nach Graz emigriert.
Poetry-Slammerin, Studentin und Dialektliebhaberin; erzählt vor allem Grazer Stadt-, Wald- und Lebensgeschichten.
2021 erschien ihr erster Erzählband
»Urbane Nackerpatzerl«
Auf StoryOne findet man die Autorin unter:

story.one/u/franziska-pronneg-22178

(Foto: Litera Tour 2022 © Herbert Tichova)



»FRALE!«

DIE STEIRISCHE LYRIKERIN UND PERFORMERIN **ISABELLA KRAINER** IM INTERVIEW

Du bist in Kärnten auf die Welt gekommen, hast dann lange in Tirol gelebt, jetzt wohnst du in Neumarkt in der Steiermark. Die Dialektliteratur, die wir von dir kennen, klingt sehr steirisch. War das immer so?

Meine Dialekt-Literatur klingt steirisch, weil es die Sprache ist, in der ich lebe. Oder die in mir lebt. Außer in Graz. Mache ich dort den Mund auf, werde ich für eine Kärntnerin gehalten. In Klagenfurt würde das nie passieren. Da bin ich für die Außenwelt, was ich auf dem Papier bin: Steirerin. Selbst verorte ich meine Texte afoch zwischen Politsprech und Dialektlandschaft. Politische Phrasendrescherei war in Innsbruck mein Ding. Dialekt schreibe ich erst, seit ichs mit der Sprechblasendemokratie nicht mehr so habe. Das tut meinen Gedichten gut. Und mir auch.

In deiner Lyrik beschäftigst du dich mit aktuellen, meist sehr gesellschaftskritischen Themen – und das auf sehr satirische Art und Weise. Wann entscheidest du dich für den Dialekt und wann bleibst du lieber beim Hochdeutschen?

Lache ich über etwas, obwohl ich nicht sollte, entsteht ein Gedicht. Lache ich aber über etwas, für das mich der Blitz treffen müsste, entscheide ich mich für Dialekt.

Gerade eben hast du das große Tiroler Literaturstipendium zugesprochen bekommen. Wie wichtig sind Stipendien für dich – und warum?

Überlebensnotwendig, ganz klar. Wer in Österreich behauptet, allein mit dem Lyrik-Buch-Verkauf über die Runden zu kommen, lügt. Oder hat in einem Ausmaß geerbt, dass es zum Frühstück ohnehin Blattgold auf

die Smacks gibt. Solche Leute kenne ich aber nicht. Ich kenne herausragende Lyriker:innen, die sich finanziell gerade mal so über Wasser halten können. Und ja, da reden wir dann ohnehin schon von der Elite. Um sich innerhalb dieser Elite über Wasser zu halten, braucht es Stipendien ebenfalls. Weil da tritt dann die zweite Wirkmacht von Auszeichnungen in Kraft. Nämlich, im Literaturbetrieb überhaupt ernstgenommen zu werden.

Lyrik hat es schwer, heißt es oft, da sie nicht von vielen gelesen wird. Du selbst nutzt die sozialen Medien, wo du immer wieder deine kurzen Gedichte teilst oder auch einmal etwas einsprichst. Wie wichtig sind die modernen Medien heute, um als Lyrikerin wahrgenommen zu werden?

Ich hab mal gelesen, dass Menschen das, was sie am öftesten essen, irgendwann für ihr Lieblingsessen halten. Grund genug, um Lyrik zu servieren, finde ich.

2023 startest du eine Dialekt-Lesetour, am 5. Mai geht es los. Wie werden die Stationen aussehen – wo und wann kann mensch dich hören / sehen?

Dass 2023 mein #dialektjahr #hurra wird, habe ich, um auf die Frage von davor noch einmal einzugehen, online angekündigt. Praktisch war das. Weil ZACK, Reaktion. Und wichtig, weil ich ein Fan davon bin, meine Arbeit und Leistung sichtbar zu machen. Und damit geht's am 05. Mai hier in der Steiermark los. Dank dem MORGENSCHTEAN, lese ich am 25. Mai im Rahmen der Heftpräsentation in Wien und am 20. Juni gemeinsam mit Katharina J. Ferner und Michael Stavarič in der Steiermärkischen Landesbibliothek in Graz. #juhu. Danach nehm ich meine Dialekt-Gedichte überallhin mit. Zum Kultursommer Wien, zum Beispiel. Und im Juli nach Innsbruck. Mit Siljarosa Schletterer lese ich im August dann einen Gedichtregen auf heiße Steine. Ba mia daham. Wia Feia und Wossa.

Liest du eigentlich selbst viel Dialektliteratur?

Wenn es um Dialekt geht, bin ich grundsätzlich hellhörig. Egal, ob es sich dabei um Literatur, Musik, Film oder irgendwelche Promi-Interviews handelt. Mir ist Dialekt sympathisch. Reden Menschen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, halte ich ihre Aussagen zumindest gefühlt für echt.

In deiner Region bist du auch als Literatur- und Kulturvermittlerin sehr aktiv. Kannst du unseren Leser:innen ein bisschen von deiner Tätigkeit erzählen?

Ich habe 2022 mein erstes Literaturfestival kuratiert. Dabei gings in erster Linie darum, Autor:innen aus der Region eine Bühne zu geben. Fantastisch war das. Und auch unglaublich gut besucht. Danach wurde der Titel »Literarische Nahversorgung« Programm. Seitdem stelle ich Bücher, die mir ins Herz gewachsen sind, online vor. Auch auf den sozialen Kanälen der »muraerinnen«, einem steirischen Frauenkollektiv, das in Sachen regionaler Kulturvermittlung sowieso die Hosen anhat. Und um die Region weiterhin kulturell aufblühen zu lassen, plane ich für 2024 ein Dialekt-Literatur-Festival. Afoch, wals ma taug. Und weil die Erfahrung zeigt, dass Dialekt auf die Bühne gehört.

Am Schluss noch die Frage nach dem Lieblingsdialektwort. Welches ist deines?



FRALE
[fra • le] – Steirischer Ausdruck

- der Zustimmung
- der Ungläubigkeit
- der Resignation

Kann auch Spuren von "Ich stimme Ihnen vollinhaltlich zu" und/oder "Geh scheid'n!" beinhalten.

isabellakramer.com

»DIALEKT IST TRÖPFELNDES, RAUSCHENDES, REISSENDES WASSER« »ÄFFCHEN« STEPHAN ROISS IM INTERVIEW

*Den Namen Stephan Roiss kennen Literaturbegeisterte allerspätestens seit seinem Roman *Triceratops* (2020), der es direkt auf die Longlist des Deutschen Buchpreises geschafft hat. Fans der heimischen Hip Hop-Szene kennen dich schon länger als »Äffchen«. Wie hat eure Karriere als Duo gestartet? Und gab es die Namen Äffchen und Craigs schon davor?*

Vorab: Unsere Musik hat sicherlich starken Hip Hop-Einfluss, aber wir nehmen uns selbst nicht als Hip Hop-Act wahr. Auf Ö1 wurden wir einmal im Dreieck von Attwenger, Texta und König Leopold verortet – was ich bis heute recht passend finde, auch wenn unsere Affinität zu 80s-Pop-Ästhetik und härterer Gitarrenmucke dabei ein wenig unter den Tisch fällt.

Ursprünglich war »Äffchen & Craigs« bloß ein vergnügliches Nebenprojekt zu »Fang den Berg« – einem Noiserock-Impro-Quartett, bei dem wir beide schon seit 2007 aktiv sind. Sowohl das Grundkonzept als auch die Namen sind während einer Probenpause dieser Band entstanden. Bis 2016 ist dann auch nur wenig mehr passiert, als dass wir uns ab und an zu einer Studiosession getroffen haben und gemeinsam eine lustige Zeit hatten. Als wir aber bemerkten, dass sich über die Jahre genügend Tracks für ein Album angesammelt hatten, begannen wir es ernst zu nehmen. Unsere Debütplatte »Hop Hop« erschien 2017 und seither professionalisieren wir uns zunehmend.

Du rappst im Oberösterreichischen Dialekt. Was kann Dialekt für dich, was Hochsprache nicht bietet?

Beides bietet Vor- und Nachteile. Hochsprache ist Geröll und Felsenformation, Dialekt ist tröpfelndes, rauschendes, reißenendes Wasser. Dialekt tendiert zu weicheren Klängen, er scheint mir anschmiegsamer und flexibler, aber nicht weniger kraftvoll. Zudem pflegt er für mich eine innigere Beziehung zu Humor. Ich laufe beim Texten oft Gefahr, pathetisch zu werden und dann mitunter in eine übertriebene Bedeutungsschwere zu kippen. Wenn ich im Dialekt schreibe, kann mir das kaum passieren. Er zwingt mich förmlich dazu, mich nicht zu ernst zu nehmen.

Wie entstehen die Ideen zu den Texten?

Auf sehr unterschiedliche Weisen. Manchmal gibt es zuerst einen Beat und ich lasse mich von der Stimmung der Musik zu den Inhalten leiten. Manchmal schnappe ich auf der Straße einen Ausdruck auf, der mich begeistert und der zum Ausgangspunkt eines Textes wird. Manchmal beschäftigt mich einfach ein Thema und ich schreibe einen Song darüber – in »Äffchen & Craigs«-Manier, wenn ich es passend für das Projekt finde.

In den Texten spielst du zum Teil mit typisch österreichischen Ausdrücken, insgesamt gibt es viel schräge Reime. Die Songtexte, so könnte man sagen, bewegen sich quasi zwischen Spaß & Dada, enthalten aber auch eine große Portion Gesellschaftskritik. Gab es literarische / musikalische Vorbilder, die dich als Musiker / Texter beeinflussen?

Die »schrägen Reime« sind – falls ich dich richtig verstehe – kein besonderes Merkmal für uns, sondern allgemein sehr gängig im Hip Hop und im zeitgenössischen Pop geworden. Gerne mehrsilbig, gerne unrein. »Haus« auf »Maus« und »gehen« auf »stehen« kann man machen, lieber aber »Minidisc« auf »widerlich« oder »(für sein) Audi ned zoihn« auf »(in Bill) Kaulitz verknoit«. Wobei ich kein Reimfetischist bin und gerne einfache Lösungen bevorzuge, wenn sie dem Song besser dienen.

Wir haben nach wie vor viel Spaß an bloßen Blödeleien, aber versuchen bei den Lyrics unser Augenmerk mehr und mehr auf Nachvollziehbarkeit, Konkretheit und das Sichtbarmachen politischer Haltungen zu legen – ohne ins Schmetternd von Parolen zu verfallen.

Vorbilder im engeren Sinn gibt es nicht, aber freilich gibt es Künstler:innen, die mich beeinflusst haben. Um nur einige Namen zu nennen, die im Zusammenhang mit »Äffchen & Craigs« vielleicht bedeutsam sind: H.C. Artmann, Lauryn Hill, Surrogat, Fiva, Attwenger, Peaches, Danger Dan, Sookee, Austrofred, M.I.A., Kummer, Musheen, Kamp, Fuckhead, Valina, Hildgard Knef, Hgich.T, Cr7z, Texta, Markante Handlungen.



li: Christoph »Craigs« Hehn; re: Stephan »Äffchen« Roiss; Foto © Zoe Goldstein

Wie darf man sich die Entstehung eines neuen Tracks vorstellen – kommst du mit dem bereits fertigen Texten zu Craigs, der ja für die Drumbeats verantwortlich ist, oder wird da noch viel herumexperimentiert?

Die Ressorts sind bei uns recht klar verteilt. Craigs komponiert die Musik und entwickelt den Schlagzeug-Groove, ich texte, rappe, singe. In unserer Anfangszeit war so gut wie immer der Beat zuerst da. Heutzutage arbeiten wir enger und früher zusammen, kritisieren einander mehr und der Text entsteht nun häufig vor der Musik oder zeitgleich mit ihr. Den Feinschliff besorgen wir jedenfalls gemeinsam.

Ihr seid unter anderem auch schon in Berlin aufgetreten. Wie geht es euren Fans in Deutschland? Verstehen sie alles oder kommen da oft Fragen?

Klar verstehen sie nicht alles, aber mehr als wir vorab erwartet hätten. Und dass nicht jede Wortbedeutung sofort erfasst wird, ist auch nicht schlimm. Erstens entstehen durch die Nachfragen oft gute und amüsante

Gespräche und zweitens punktet unser Dialekt auch jenseits des Inhalts: Meiner Erfahrung nach stößt der österreichische Sprachklang auch nördlich von Bayern vorwiegend auf Sympathie und wird schöner als so manch deutscher Dialekt empfunden. Dabei ist Sächsisch doch so sexy.

Was war euer lustigstes Erlebnis als »Äffchen & Craigs«? Derer sind zu viele.

Gibt es schon nächste Konzertettermine, die ihr uns verraten könnt?

Am 7.6. spielen wir im Chelsea in Wien. Am 1.9. in Schlierbach (OÖ) – im Rahmen eines Literaturfestivals.

Vielen Dank. Zuletzt wie immer die Frage nach dem Lieblingsdialektwort. Wie lautet dieses?

Im Moment: »vawoadagelt«.



WORDRAP MIT EVA LUGBAUER

Dialekt ist für mich:
Seelensprache

Als Kind wollte ich ganz, ganz sicher nicht:
Frisiert werden.

Kulinarisch, wie lebensphilosophisch: saure Zitrone oder warme Himbeeren?
Zitrone, am besten selbst gepflückt.

Aussicht auf die Überholspur oder Parkplatz mit Aussicht?
Im Zweifelsfall für die Langsamkeit.

Alt-Wiener Kaffeehaus oder Starbucks?
Italienischer Espresso im Wiener Kaffeehaus

Most oder Prosecco?
Prosecco unter dem Mostbirnbaum

Warum Meer, warum Schotterteich?
Meer, unbeschreiblich, unfassbar, faszinierend

Luftschlösser oder Bügelschlösser?
Wolkenschlösser

Snoopy oder Idefix?
Keine Hunde.

Unterwegs bin ich am liebsten zu Fuß, auf zwei oder auf vier Rädern?
Barfuß durch die Wiese (sommers)

Buch aus Papier oder eBook-Reader?
Papier fühlen, Kabel vermeiden.

Lampenfieber oder coole Socke?
Coole Socke mit Lampenfieber



REINHÖREN

Eva Lugbauer: faschaun farena fagee

Buch und CD sind entweder einzeln zum Paketpreis von EUR 35,00 erhältlich und können online bei Volkskultur NÖ bestellt oder in der Buchhandlung der Regionen (Steiner Donaulände 56, 3500 Krems) erworben werden.

Ö.D.A.-Generalsekretär Robert Anders zu **faschaun farena fagee**:
»Diese Texte, kraftvoll und zerbrechlich zugleich, als müssten sie beschützt werden von dem Karton, der sie umgibt: Von einer lyrischen Ich-Erzählerin wie beiläufig ausgestreut, um eine lästige Realität zum Schweigen zu bringen. Texte voller Wortverspieltheit, getragen von einer Rhythmusauffinität. Texte voll wunderbarer Verspieltheit, die den Inhalt nahezu auf eine relative Beiläufigkeit reduzieren ohne ihn zu verschweigen.«

aus Morgenschtean U76-77/ Mai 2023

IMPRESSUM

MORGENSCHTEAN

Die österreichische Dialektzeitschrift
 erscheint 2x jährlich

Medieninhaber und Herausgeber

Verein Ö.D.A. – Österreichische Dialektautor*innen und -archive | Institut für regionale Sprachen und Kulturen
 ZVR-Nr.: 723881612
 1060 Wien, Gumpendorfer Str. 15/13
 Tel: 01/5861249 | Mail: office@oeda.at

Web: www.oeda.at

Vorstand: Andreas Plammer (Vorsitzender), Christine Toppelreiter (stv. Vorsitzende), Josef Graßmugg (Schriftführer), Anna Stiegler (stv. Schriftführerin), Bernhard Scheiblauer (Kassier), Katherina Braschel (stv. Kassierin)

Redaktion: Robert Anders, Lea Bacher, Katherina Braschel, Stephanie Ortner, Andreas Plammer, Margarita Puntigam-Kinstner (mpk), Anna Stiegler

Verantwortlich für Inhalte und Layout Beilage: Margarita Puntigam Kinstner

Offenlegung laut Mediengesetz:

www.oeda.at/morgenschtean-offenlegung

Jahresabo: € 9.00

Mitgliedschaft: € 17.00 | Förder-Mitgliedschaft: ab € 20.00
 Eine Ö.D.A.-Mitgliedschaft beinhaltet automatisch ein Jahresabo.

Kündigungsmodalitäten: Abonnements, die bis Ende des laufenden Kalenderjahres nicht schriftlich gekündigt werden, gelten verbindlich für ein weiteres Jahr.
 Bestsellung unter: www.oeda.at/bestellen

Bankverbindung:

Hypo Landesbank Vorarlberg;
 IBAN: AT345800021396862015

Rechte an veröffentlichten Texten verbleiben bei den Autor*innen. Alle Schreibweisen sind jene der Verfasser*innen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.

Preis: 4,50 Euro



MORGENSCHTEAN

Die österreichische Dialektzeitschrift
U76-77 | 2023

INTERVIEW
 »ES SOLL UM ETWAS GEHEN«
 CHRISTINE TEICHMANN IM GESPRÄCH

LITERATUR ZUM THEMA
 DIETER BERDEL
 CHRISTINE RAINER
 BIRGIT RIETZLER
 ANNA MARIA LIPPITZ
 CLAUDIA WINKLER
 REGINA APPEL
 SILKE GRUBER
 WOLFGANG KÜHN
 ÜLRIKE TITELBACH
 ANNEMARIE REGENSBURGER
 RONNIE ROHRECKER
 BIANCA M. KLEIN
 KARIN ENDLER
 ELISABETH HAFNER
 SIMON SCHARINGER

LITERATUR AUS DER STEIERMARK
 ISABELLA KRAINER
 WITTRICH
 ANNA-LENA OBERMOSER
 FRANZISKA PRONNEG
 DANIEL STÖGERER
 HARALD LETONJA
 JOSEF GRASSMUGG
 HEINZ REINISCH
 VERONIKA UNGER
 JOSEFA PRELOG

REZENSIONEN
 SCHWOAZZE LECHA
 ÄFFENSCHINDEREI
 FASCHAUN FARENA FAGEE
 STALLBLUT
 LEMONIBERG
 EXTREMLIAB
 TAUNZ MA
 SALZUCKERL

Beruf und Berufung

Liachtalpuzza,
Bänksänga, und
Compjufatuzzi

Morgenschtean wird unterstützt von:





ADIDO – Der Anno Dialekt Donnerstag
Café Anno, Lerchenfelder Straße 132, 1080 Wien
Beginn 20.00 (Juni 20.30)

PROGRAMMVORSCHAU

01.06.2023	Claudia Andersag
08.06.2023	Hans Kumpfmüller
15.06.2023	Tereza Hossa
22.06.2023	NikiTA
07.09.2023	Lea Bacher
14.09.2023	Fanny Famos
21.09.2023	H.C. Roth
28.09.2023	Paul Mittler
05.10.2023	Daniel Stögerer
12.10.2023	Katherina Braschel
19.10.2023	Robert Anders
26.10.2023	Anna-Lena Obermoser
02.11.2023	Christine Toppelreiter
09.11.2023	Orges Toce & Bernhard Satzinger
16.11.2023	SarahBernhardt
23.11.2023	Brigitte Menne
30.11.2023	Präsentation der nächsten MORGENSCHTEAN-Ausgabe

*Hinweis: Programmänderungen sind möglich.
Bitte informieren Sie sich über das aktuelle Programm auf
www.oeda.at*



ZUM PROGRAMM

MORGENSCHTEAN

Die österreichische Dialektzeitschrift

BEILAGE

Ö.D.A. – Österreichische Dialektautor:innen und
-archive | Institut für regionale Sprachen und Kultur

ADIDO – Anno Dialekt Donnerstag wird gefördert von:



Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

